



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Die Automate.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

sache bleibt stehen: daß sich an jenem Abende in dem Kreise der Familie des Obristen von P. etwas zutrug, vorüber drei Personen zu gleicher Zeit in einen solchen verstörten Gemüthszustand geriethen, der bei einer den Tod, bei der andern Wahnsinn herbeiführte, wollen wir nicht auch, wenigstens mittelbar, den Tod des Obristen jenem Ereigniß zuschreiben. Denn eben fällt mir ein, von Offizieren gehört zu haben, der Obrist sey beim Angriff plötzlich wie von Furien getrieben ins feindliche Feuer hineingesprengt. Nun ist aber auch die Geschichte mit dem Keller so ohne alle Staffirung gewöhnlicher Spukgeschichten, selbst die Stunde allem spukischen Herkommen entgegen, und das Ganze so ungefucht, so einfach, daß gerade in der Wahrscheinlichkeit, die das Unwahrscheinlichste dadurch erhält, für mich das Grauenhafte liegt. Doch, nehmen wir an, daß Adelgundens Einbildung, Vater, Mutter, Schwester mit fortrifft, daß der Keller nur innerhalb ihres Gehirns im Kreise umhergeschwebte, wäre diese Einbildung in einem Moment wie ein elektrischer Schlag drei Personen zum Tode treffend, nicht eben der entsetzlichste Spuk, den es geben könnte?"

„Allerdings,“ sprach Theodor, „und ich theile mit Dir Ottmar, das lebhafteste Gefühl, daß gerade in der Einfachheit der Geschichte ihre tiefsten Schauer liegen. — Ich kann mir es denken, daß ich den plötzlichen Schreck irgend einer grauenhaften Erscheinung wohl ertragen könnte, das unheimliche, den äußern Sinn in Anspruch nehmende Treiben eines unsichtbaren Wesens würde mich dagegen unfehlbar wahnsinnig machen. Es ist das Gefühl der gänzlichen hilflosen Ohnmacht, das den Geist zermahlen müßte. Ich erinnere mich, daß ich dem tiefsten Grausen kaum widerstehen konnte, daß ich wie ein einfältiges, verschüchtertes Kind nicht allein in meinem Zimmer schlafen mochte, als ich einst von einem alten Musiker las, den ein entsetzlicher Spuk mehrere Zeit hindurch verfolgte, und ihn auch beinahe zum hellen Wahnsinn trieb. Nachts spielte nehmlich ein unsichtbares Wesen auf seinem Flügel die wunderbarsten Kompositionen mit der Kraft und Fertigkeit des vollendeten Meisters. Er hörte jeden Ton, er sah wie die Tasten niedergedrückt wurden, wie die Saiten zitterten, aber nicht den leisesten Schimmer einer Gestalt.“

„Nein,“ rief Lothar, „nein es ist nicht auszuhalten, wie das Tolle wieder unter uns lustig fortwuchert! — Ich hab' es Euch gestanden, daß mir der verdammte Keller das Innerste aufgeregt hat. Ottmar hat Recht, hält man sich nur an das Resultat irgend eines Ereignisses, das sich wirklich begeben, so ist dies Resultat der gräßlichste Spuk, den es geben kann. Ich verzeihe deshalb unserm Cyprian die verstörte Stimmung, die er beim Eintreten merken ließ, die aber jetzt schon ziemlich nachgelassen. Doch jetzt kein Wort mehr von allem gespenstischen Anwesen. — Schon längst bemerke ich, daß Ottmar'n ein Manuskript aus der Wusentafel hervorguckt, auf Erlösung hoffend. Mag er es denn erlösen!“

„Nein, nein,“ sprach Theodor, „der Strom, der in krausen Wellen daher brauste, muß sanft abgelenkt werden, und dazu ist ein Fragment sehr tauglich, das ich vor langer Zeit, besonders dazu angeregt, aufschrieb. Es kommt viel Mystisches darin vor, an psychischen Wundern und seltsamen Hypothesen ist auch gar kein Mangel, und doch lenkt es hübsch ein ins gewöhnliche Leben.“

Theodor las:

Die Automate.

Der redende Türke machte allgemeines Aufsehen, ja er brachte die ganze Stadt in Bewegung, denn Jung und Alt, Bornheim und Gering strömte vom Morgen bis

in die Nacht hinzu, um die Drakesprüche zu vernehmen, die von den starren Lippen der wunderlichen lebendig-todten Figur den Neugierigen zugestüßert wurden. Wirklich war auch die ganze Einrichtung des Automaten von der Art, daß jeder das Kunstwerk von allen ähnlichen Ländeleien, wie sie wohl öfters auf Messen und Jahrmärkten gezeigt werden, gar sehr unterschieden und sich davon angezogen fühlen mußte. In der Mitte eines nicht eben großen, nur mit dem nöthigsten Geräth versehenen Zimmers, saß die lebensgroße, wohlgestaltete Figur, in reicher, geschmackvoller, türkischer Kleidung, auf einem niedrigen wie ein Dreifuß geforneten Sessl, den der Künstler auf Verlangen wegrückte, um jede Vermuthung der Verbindung mit dem Fußboden zu widerlegen, die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen frei stehenden Tisch gelegt. Die ganze Figur war, wie gesagt, in richtigen Verhältnissen wohlgestaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine wahrhaft orientalisches geistreiche Physiognomie, gab dem Ganzen ein Leben, wie man es selten bei Wachsfiguren, wenn sie selbst den charaktervollen Gesichtern geistreicher Menschen nachgeformt sind, findet. Ein leichtes Geländer umschloß das Kunstwerk und wehrte den Anwesenden das nahe Hinzutreten, denn nur der, welcher sich von der Struktur des Ganzen, so weit es der Künstler sehen lassen konnte, ohne sein Geheimniß zu verrathen, überzeugen wollte, oder der eben fragende durfte in das Innere und dicht an die Figur treten. Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Tücker die Frage in das rechte Ohr gestüßert, so drehte er erst die Augen, dann aber den ganzen Kopf nach dem Fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde strömte, daß die leise Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Jedesmal, wenn einige Antworten gegeben werden, setzte der Künstler einen Schlüssel in die linke Seite der Figur ein, und zog mit vielem Geräusch ein Werk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künstliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß hatten, in dessen doch augenscheinlich so viel Platz einnahmen, daß sich in dem übrigen Theil der Figur unmöglich ein Mensch, war er auch kleiner als der berühmte Averg Augustus, der aus der Pasterie hoch verbergen konnte. Nächst der Bewegung des Kopfes, die jedesmal vor der Antwort geschah, pflegte der Türke auch zuweilen den rechten Arm zu erheben, und entweder mit dem Finger zu brechen, oder mit der ganzen Hand gleichsam die Frage abzuweisen. Gesah dieses, so konnte nur das wiederholte Andringen des Fragers eine mehrtheils zweideutige oder verdrießliche Antwort bewirken, und eben auf diese Bewegungen des Kopfes und Arms mochte sich wohl jenes Räderwerk beziehen, unerschöpflich auch hier die Rückwirkung eines denkenden Wesens unerschöpflich schien. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über das Medium der wunderbaren Mittheilung, man untersuchte Wände, Nebenzimmer, Geräth, alles vorgebens. Die Figur, der Künstler waren von den Augen der geschicktesten Mechaniker umgeben, aber je mehr er sich auf diese Art bewacht merkte, desto unbehaglicher war sein Betragen. Er sprach und schriege in den entlegensten Ecken des Zimmers mit den Zuschauern, und ließ seine Figur, wie ein ganz für sich bestehendes Wesen, das irgend einer Verbindung mit ihm nicht bedürfe, ihre Bewegungen machen und Antwort ertheilen, ja er konnte sich eines gewissen ironischen Lächelns nicht enthalten, wenn der Dreifuß und der Tisch auf allen Seiten herumgedreht und durchgeklopft, ja in die bemerkte, und weiter ans Licht gebrachte Figur nicht

Brillen und Vergrößerungsgläsern hineingehaut wurde, und dann die Mechaniker versicherten, der Teufel möge aus dem wunderlichen Räderbau flug werden. Alles blieb vergebens, und die Hypothese, daß der Hauch, der aus dem Munde der Figur ströme, leicht durch verborzene Ventile hervorgebracht werden könne, und der Künstler selbst als ein trefflicher Bauchredner die Antworten ertheile, wurde gleich dadurch vernichtet, daß der Künstler in demselben Augenblicke, als der Türke eben eine Antwort ertheilte, mit einem der Zuschauer laut und vernehmlich sprach. Unerachtet der geschmackvollen Einrichtung und des höchst Rühmwerthen, Wunderbaren, was in dem ganzen Kunstwerke lag, hätte das Interesse des Publikums daran doch wohl bald nachgelassen, wäre es dem Künstler nicht möglich gewesen, auf eine andere Weise die Zuschauer immer aufs neue an sich zu ziehen. Dieses lag nun in den Antworten selbst, welche der Türke ertheilte, und die jedesmal mit tiefem Blick in die Individualität des Fragenden bald trocken, bald ziemlich grob spaßhaft, und dann wieder voll Geist und Scharfsinn und wunderbarer Weise bis zum Schmerzhafsten treffend waren. Oft überraschte ein mystischer Blick in die Zukunft, der aber nur von dem Standpunkt möglich war, wie ihn sich der Fragende selbst tief im Gemüth gestellt hatte. Hierzu kam, daß der Türke oft, deutsch gefragt, doch in einer fremden Sprache antwortete, die aber eben dem Fragenden ganz geläufig war, und man fand alsdann, daß es kaum möglich war, die Antwort so rund, so in wenigen Worten viel umfassend anders zu geben, als eben in der gewählten Sprache. Kurz jeden Tag wußte man von neuen geistreichen, treffenden Antworten des weisen Türken zu erzählen, und ob die geheimnißvolle Verbindung des lebenden menschlichen Wesens mit der Figur, oder nicht vielmehr, eben dies Eingehen in die Individualität der Fragenden, und überhaupt der seltene Geist der Antworten wunderbarer sey, das wurde in der Abendgesellschaft eifrig besprochen, in welcher sich gerade die beiden akademischen Freunde Ludwig und Ferdinand befanden. Beide mußten zu ihrer Schande eingestehen, den Türken noch nicht besucht zu haben, ungeachtet es gewissermaßen zum guten Ton gehörte, hinzugehen, und die miraculösen Antworten, die man auf verfangliche Fragen erhalten, überall aufzuteufeln. „Wir sind,“ sagte Ludwig, „alle solche Figuren, die dem Menschen nicht sowohl nachgebildet sind, als das Menschliche nachahmen, diese wahren Standbilder eines lebendigen Todes, oder eines toten Lebens, im höchsten Grade zuwider. Schon in früher Jugend lief ich weinend davon, als man mich in ein Wachsfiguren-Kabinett führte, und noch kann ich kein solches Kabinett betreten, ohne von einem unheimlichen grauenhaften Gefühl ergriffen zu werden. Mit Macbeths Worten möchte ich rufen: Was starrest du mich an mit Augen ohne Sehkraft? wenn ich die stieren, toten, gläsernen Blicke aller Potentaten, berühmten Helden und Mörder und Spionnen auf mich gerichtet sehe, und ich bin überzeugt, daß die meisten Menschen dieß unheimliche Gefühl, wenn auch nicht in dem hohen Grade wie es in mir waltet, mit mir theilen. Denn man wird finden, daß im Wachsfiguren-Kabinett auch die größte Menge Menschen nur ganz leise flüstert, man hört selten ein lautes Wort, aus Ehrfurcht gegen die hohen Häupter geschieht dieß nicht, sondern es ist nur der Druck des Unheimlichen, Grauenhaften, der den Zuschauern jenes Pianissimo abnöthigt. Vollends sind mir die, durch die Mechanik nachgeahmten menschlichen Bewegungen toter Figuren sehr fatal, und ich bin überzeugt, daß euer wunderbarer geistreicher Türke mit seinem Augenverdrehen, Kopfwenden und Armerheben mich wie ein negromantisches

Ungethüm vorzüglich in schlaflosen Nächten verfolgen würde. Ich mag deshalb nicht hingehen, und will mir lieber alles Witzige und Scharfsinnige, was er diesem oder jenem gesagt, erzählen lassen.“

„Du weißt,“ nahm Ferdinand das Wort: „daß alles, was Du von dem toten Nachahmen des Menschlichen, von den lebendigtothen Wachsfiguren gesagt hast, mir recht aus der Seele gesprochen ist. Allein bei den mechanischen Automaten kommt es wirklich sehr auf die Art und Weise an, wie der Künstler das Werk ergriffen hat. Einer der vollkommensten Automate, die ich je sah, ist der Englische Voltigeur, allein so wie seine kraftvollen Bewegungen wahrhaft imponirten, eben so hatte sein plötzliches Eigenbleiben auf dem Seil, sein freundliches Nicken mit dem Kopfe, etwas höchst skuriles. Gewiß hat niemanden jenes grauenhafte Gefühl ergriffen, das solche Figuren vorzüglich bei sehr reizbaren Personen nur zu leicht hervorbringen. Was nun unsern Türken betrifft, so hat es meines Bedünkens mit ihm eine andere Bewandniß. Seine, nach der Beschreibung aller, die ihn sahen, höchst ansehnliche, ehrwürdige Figur ist etwas ganz Untergeordnetes, und sein Augenverdrehen und Kopfwenden gewiß nur da, um unsere Aufmerksamkeit ganz auf ihn, wo gerade der Schlüssel des Geheimnisses nicht zu finden ist, hinzulenken. Daß der Hauch aus dem Munde des Türken strömt, ist möglich, oder vielleicht gewiß, da die Erfahrung es beweist: hieraus folgt aber noch nicht, daß jener Hauch wirklich von den gesprochenen Worten erregt wird. Es ist gar kein Zweifel, daß ein menschliches Wesen, vermöge uns verborgener und unbekannter akustischer und optischer Vorrichtungen mit dem Fragenden in solcher Verbindung steht, daß es ihn sieht, ihn hört und ihm wieder Antworten zuküßtern kann. Daß noch niemand, selbst unter unsern geschickten Mechanikern, auch nur im mindesten auf die Spur gekommen, wie jene Verbindung wohl hergestellt seyn kann, zeigt, daß des Künstlers Mittel sehr reichlich erfunden seyn müssen, und so verdient von dieser Seite sein Kunstwerk allerdings die größte Aufmerksamkeit. Was mir aber viel wunderbarer scheint und mich in der That recht anzieht, das ist die geistige Macht des unbekanntem menschlichen Wesens, vermöge dessen es in die Tiefe des Gemüthes des Fragenden zu dringen scheint — es herrscht oft eine Kraft des Scharfsinns, und zugleich ein grauenhaftes Hellbunkel in den Antworten, wodurch sie zu Drakelsprüchen im strengsten Sinn des Wortes werden. Ich habe von mehreren Freunden in dieser Hinsicht Dinge gehört, die mich in das größte Erstaunen setzten, und ich kann nicht länger dem Orange widerstehen, den wundervollen Sehergeist des Unbekannten selbst auf die Probe zu stellen, weshalb ich mich entschlossen, morgen Vormittags hinzugehen, und dich hiermit, lieber Ludwig! feierlichst eingeladen haben will, alle Scheu vor lebendigen Puppen abzulegen, und mich zu begleiten.“

So sehr sich Ludwig sträubte, mußte er doch, um nicht für einen Sonderling gehalten zu werden, nachgeben, als mehrere auf ihn einstürmten, ja sich nicht von der belustigenden Partie auszuschließen, und im Verein mit ihnen morgen dem miraculösen Türken recht auf den Zahn zu fühlen. Ludwig und Ferdinand gingen wirklich mit mehreren munteren Jünglingen, die sich deshalb verabredet, hin. Der Türke, dem man orientalische Grandezza gar nicht absprechen konnte, und dessen Kopf, wie gesagt, so äußerst wohl gelungen war, kam Ludwigen doch im Augenblicke des Eintretens höchst possirlich vor, und als nun vollends der Künstler den Schlüssel in die Seite einsetzte, und die Räder zu schnurren anfangen, wurde ihm das ganze Ding so abgeschmackt und verabscheut, daß er unwillkürlich ausrief: „Ach, meine

Herren! hören Sie doch, wir haben höchstens Braten im Magen, aber die türkische Erzellenz da einen ganzen Bratenwender dazu!" Alle lachten, und der Künstler, dem der Scherz nicht zu gefallen schien, ließ sogleich vom weitem Aufziehen des Räderwerks ab. Sey es nun, daß die joviale Stimmung der Gesellschaft dem weisen Türken mißfiel, oder daß er den Morgen gerade nicht bei Laune war, genug, alle Antworten, die zum Theil durch recht witzige, geistreiche Fragen veranlaßt wurden, blieben nichtsbedeutend und schal, Ludwig hatte vorzüglich das Unglück, heinabe niemals von dem Drakel richtig verstanden zu werden, und ganz schiefe Antworten zu erhalten. Schon wollte man unbefriedigt das Automat und den sichtlich verstimmtten Künstler verlassen, als Ferdinand sprach: „Nicht wahr, meine Herren, Sie sind alle mit dem weisen Türken nicht sonderlich zufrieden, aber vielleicht lag es an uns selbst, an unsern Fragen, die dem Manne nicht gefielen — Eben daß er jetzt den Kopf dreht, und die Hand aufhebt, (die Figur that dieß wirklich) scheint meine Vermuthung als wahr zu bestätigen! — Ich weiß nicht, wie mir jetzt es in den Sinn kommt, noch eine Frage zu thun, deren Beantwortung, ist sie treffend, die Ehre des Automats mit einem Male retten kann.“ Ferdinand trat zu der Figur hin, und flüsterte ihr einige Worte leise ins Ohr; der Türke erhob den Arm, er wollte nicht antworten; Ferdinand ließ nicht ab, da wandte der Türke den Kopf zu ihm hin. —

Ludwig bemerkte, daß Ferdinand plötzlich erblaste, nach einigen Sekunden aber aufs neue fragte, und gleich die Antwort erhielt; mit erzwungenem Lächeln sagte Ferdinand zur Gesellschaft: „Meine Herren, ich kann versichern, daß wenigstens für mich der Türke seine Ehre gerettet hat; damit aber das Drakel ein recht geheimnisvolles Drakel bleibe, so erlassen Sie es mir wohl zu sagen, was ich gefragt und was er geantwortet.“

So sehr Ferdinand seine innere Bewegung verbergen wollte, so äußerte sie sich doch nur zu deutlich in dem Bemühen, froh und unbefangen zu scheinen, und hätte der Türke die wunderbaren treffendsten Antworten erteilt, so würde die Gesellschaft nicht von dem sonderbaren, beinahe grauenhaften Gefühl ergriffen worden seyn, das eben jetzt Ferdinands sichtliche Spannung hervorbrachte. Die vorige Heiterkeit war verschwunden, statt des sonst fortströmenden Gesprächs fielen nur einzelne abgebrochene Worte, und man trennte sich in gänzlicher Verstimmung.

Kaum war Ferdinand mit Ludwig allein, so sang er an: „Freund! Dir mag ich es nicht verhehlen, daß der Türke in mein Innerstes gegriffen, ja, daß er mein Innerstes verletzt hat, so daß ich den Schmerz wohl nicht verwunden werde, bis mir die Erfüllung des gräßlichen Drakelspruchs den Tod bringt.“

Ludwig blickte den Freund voll Verwunderung und Erstaunen an, aber Ferdinand fuhr fort: „Ich sehe nun wohl, daß dem unsichtbaren Wesen, das sich uns durch den Türken auf eine geheimnißvolle Weise mittheilt, Kräfte zu Gebote stehen, die mit magischer Gewalt unsre geheimsten Gedanken beherrschen, und vielleicht erlöset die fremde Macht klar und deutlich den Keim des Zukünftigen, der in uns selbst im mythischen Zusammenhange mit der Außenwelt genährt wird, und weiß so alles, was in fernen Tagen auf uns einbrechen wird, so wie es Menschen giebt mit der unglücklichen Schergabe, den Tod zur bestimmten Stunde voraus zu sagen.“

„Du mußt Merkwürdiges gefragt haben,“ erwiederte Ludwig, „vielleicht leyst du aber selbst in die zweideutige Antwort des Drakels das Bedeutende, und was

das Spiel des launenhaften Zufalls in feltamer Zusammenstellung gerade Eingreifendes, Treffendes hervorbrachte, schreibst Du der mythischen Kraft des gewis ganz unbefangenen Menschen zu, der sich durch den Türken vernehmen läßt.“

„Du widersprichst,“ nahm Ferdinand das Wort, „in dem Augenblick dem, was wir sonst einstimmig zu behaupten pflegen, wenn von dem sogenannten Zufall die Rede ist. Damit Du alles wissen, damit Du es recht fühlen mögest, wie ich heute in meinem Innersten aufgeregert und erschüttert bin, muß ich Dir etwas aus meinem frühen Leben vertrauen, wovon ich bis jetzt schwieg. Es sind schon mehrere Jahre her, als ich von den in Ostpreußen gelegenen Gütern meines Vaters nach B. zurückkehrte. In B. traf ich mit einigen jungen Kurieren zusammen, die ebenfalls nach B. wollten, wir reisten zusammen in drei mit Postpferden bespannten Wagen, und Du kannst denken, daß bei uns, die wir in den Jahren des ersten, kräftigen Aufbrausens mit wohlgefülltem Beutel so in die Welt hineinreisen konnten, die Lebenslust beinahe bis zur wilden Ausgelassenheit überprudelte. Die tollsten Einfälle wurden im Jubel ausgeführt, und ich erinnere mich noch, daß wir in B., wo wir gerade am Mittage ankamen, den Doornroosvorrath der Posthalterin plünderten, und ihrer Protektionen unerachtet mit dem Raube gar zierlich geschmeichelt, Tabak rauchend vor dem Hause, unter großem Jubel des Volks auf- und abspazierten, bis wir wieder unter dem lustigen Hörnerschall der Postillionen abfuhrten. In der herrlichsten, jovialsten Gemüthsstimmung kamen wir nach D., wo wir der schönen Gegenden wegen, einige Tage verweilen wollten. Jeden Tag gab es lustige Partien. Einst waren wir bis zum späten Abende auf dem Karlsberge und in der benachbarten Gegend herumgestreift, und als wir in den Gasthof zurückkehrten, erwartete uns schon der köstliche Punsch, den wir vorher bestellt, und den wir uns, von der Seelust durchhandelt, wacker schmecken ließen, so daß, ohne eigentlich berauscht zu seyn, mir doch alle Pulse in den Adern hämmerten und schlugen, und das Blut wie ein Feuerstrom durch die Nerven glühte. Ich warf mich, als ich endlich in mein Zimmer zurückkehren durfte, auf das Bett, aber trotz der Ermüdung war mein Schlaf doch nur mehr ein träumerisches Hinbrüten, in dem ich alles vernahm, was um mich vorging. Es war mir, als würde in dem Nebenzimmer leise gesprochen, und endlich unterschied ich deutlich eine männliche Stimme, welche sagte: Nun schlaf denn wohl und halte dich fertig zur bestimmten Stunde. Eine Thür wurde geöffnet und wieder geschlossen, und nun trat eine tiefe Stille ein, die aber bald durch einige leise Akkorde eines Fortepianos unterbrochen wurde. Du weißt, Ludwig! Welch ein Zauber in den Tönen der Musik liegt, wenn sie durch die stille Nacht hallen. So war es auch jetzt, als spräche in jenen Akkorden eine holde Geisterstimme zu mir. Ich gab mich dem wohlthätigen Eindruck ganz hin, und glaubte, es würde nun wohl etwas zusammenhängendes, irgend eine Fantasia, oder sonst ein musikalisches Stück folgen, aber wie wurde mir, als die herrliche göttliche Stimme eines Weibes in einer herzergreifenden Melodie die Worte sang:

Mio ben ricordati
S'avvien ch'io mora,
Quanto quest' anima
Fedel l'amò;
Lo se pur amano
Le fredde ceneri,
Nel urna ancora
T'adorerò!

Wie soll ich es denn anfangen, Dir das nie gekannte, nie geahnete Gefühl nur anzudeuten, welches die langen, bald anschwellenden, bald verhallenden Töne in mir aufregten. Wenn die ganz eigenthümliche, nie gehörte Melodie, — ach es war ja die tiefe, wonnepvolle Schwermuth der inbrünstigen Liebe selbst — wenn sie den Gesang in einfachen Metrismen bald in die Höhe führte, daß die Töne wie helle Krystallglocken erklangen, bald in die Tiefe hinabsenkte, daß er in den dumpfen Seufzern einer hoffnungslosen Klage zu ersticken schien, dann fühlte ich, wie ein unennbares Entzücken mein Innerstes durchbebt, wie der Schmerz der unendlichen Sehnsucht meine Brust krampfhaft zusammenzog, wie mein Athem stockte, wie mein Selbst unterging in namenloser, himmlischer Wollust. Ich wagte nicht, mich zu regen, meine ganze Seele, mein ganzes Gemüth war nur Ohr. Schon längst hatten die Töne geschwiegen, als ein Thränenstrom endlich die Ueberspannung brach, die mich zu vernichten drohte. Der Schlaf mochte mich doch zuletzt übermannen haben, denn als ich von dem kellenden Ton eines Pöfthorns geweckt, aufsprang, schien die helle Morgenfonne in mein Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ich nur im Traume des höchsten Glücks, der höchsten Seligkeit, die für mich auf der Erde zu finden, theilhaftig worden. Ein herrliches, blühendes Mädchen war in mein Zimmer getreten; es war die Sängerin, und sie sprach zu mir mit gar lieblicher, holdseliger Stimme: „So konntest Du mich dann wieder erkennen, lieber, lieber Ferdinand! aber ich wußte ja wohl, daß ich nur singen durfte, um wieder ganz in Dir zu leben; denn jeder Ton ruhte ja in Deiner Brust, und mußte in meinem Blick erklingen.“ — Welches unennbare Entzücken durchströmte mich, als ich nun sah, daß es die Geliebte meiner Seele war, die ich schon von früher Kindheit an im Herzen getragen, die mir ein feindliches Geschick nur so lange entriß, und die ich Hochbeglückter nun wieder gefunden. Aber meine inbrünstige Liebe erklang eben in jener Melodie der tief klagenden Sehnsucht, und unsere Worte, unsere Blicke wurden zu herrlichen anschwellenden Tönen, die wie in einem Feuerstrom zusammenfloßen. Nun ich erwacht war, mußte ich mich eingestehn, daß durchaus keine Erinnerung aus früher Zeit sich an das holdselige Traum-bild knüpfte — ich hatte das herrliche Mädchen zum erstenmal gesehen. Es wurde vor dem Hause laut und bestig gesprochen, mechanisch raffte ich mich auf und eilte ans Fenster; ein ältlicher, wohl gekleideter Mann zankte mit den Postknechten, die etwas an dem zierlichen Reisewagen zerbrochen. Endlich war alles hergestellt, und nun rief der Mann herauf: Jetzt ist alles in Ordnung, wir wollen fort. Ich wurde gewahr, daß dicht neben mir ein Frauenzimmer zum Fenster herausgesehen, die nun schnell zurückfuhr, so daß ich, da sie einen ziemlich tiefen Reisehut aufgesetzt hatte, das Gesicht nicht erkennen konnte. Als sie aus der Hausthüre trat, wandte sie sich um und sah zu mir herauf. — Ludwig! — es war die Sängerin! es war das Traum-bild. Der Blick des himmlischen Auges fiel auf mich, und es war mir, als träfe der Strahl eines Krystalltens meine Brust wie ein glühender Dolchstich, daß ich den Schmerz physisch fühlte, daß alle meine Fibern und Nerven erbeben und ich vor unennbarer Wonne erstarrte — Schnell war sie im Wagen, der Postillion blieb wie im jubelnden Hohn ein munteres Stückchen. Im Augenblick waren sie um die Straßenecke verschwunden. Wie ein Traumender blieb ich im Fenster, die Kurländer traten ins Zimmer, mich zu einer verabredeten Luftfahrt hinauszuholen. Ich sprach kein Wort, man hielt mich für krank — wie hätte ich auch nur das Mindeste davon äußern können, was geschehen! Ich

unterließ es, mich nach den Fremden, die neben mir gewohnt, im Hause zu erkundigen, denn es war als entweiche jedes Wort anderer Lippen, das sich auf die Herrliche bezöge, das zarte Geheimniß meines Herzens. Getreulich wollte ich es fortan in mir tragen, und nie mehr lassen von der, die nun die Ewiggeliebte meiner Seele worden, sollte ich sie auch nimmer wieder schauen. Du, mein Herzensfreund! erkennst wohl ganz den Zustand, in den ich mich versetzt fühlte; Du tabelst mich daher nicht, daß ich alles und jedes vernachlässigte, mir auch nur eine Spur von der unbekanntem Geliebten zu verschaffen. Die lustige Gesellschaft der Kurländer wurde mir in meiner Stimmung höchst zuwider; ehe sie sich versahen, war ich in einer Nacht auf und davon, und eilte nach B., meiner damaligen Bestimmung zu folgen. Du weißt, daß ich schon seit früher Zeit ziemlich gut zeichnete; in B. legte ich mich unter der Anleitung geschickter Meister auf das Miniaturmalen, und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß ich den einzigen mir vorgesteckten Zweck, nämlich das höchst ähnliche Bild der Unbekannten würdig zu malen, erfüllen konnte. Heimlich, bei verschlossenen Thüren, malte ich das Bild. Kein menschliches Auge hat es jemals gesehen; denn ein anderes Bild gleicher Größe ließ ich fassen, und setzte mit Mühe dann selbst das Bild der Geliebten ein, das ich seit der Zeit auf bloßer Brust trug. —

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich heute von dem höchsten Moment meines Lebens gesprochen, und Du Ludwig! bist der Einzige, dem ich mein Geheimniß vertraut! Aber auch heute ist eine fremde Macht feindselig in mein Inneres gedrungen! — Als ich zu dem Türken hintrat, fragte ich, der Geliebte meines Herzens denkend: Werde ich künftig noch einen Moment erleben, der dem gleicht, wo ich am glücklichsten war? Der Türke wollte, wie Du bemerkt haben wirst, durchaus nicht antworten; endlich, als ich nicht nachließ, sprach er: die Augen schauen in Deine Brust, aber das spiegelblanke Gold, das mir zugewendet, verwirrt meinen Blick, wende das Bild um! — Habe ich denn Worte für das Gefühl, das mich durchbebt? — Dir wird meine innere Bewegung nicht entgangen seyn. Das Bild lag wirklich so auf meiner Brust, wie es der Türke angegeben; ich wandte es unbemerkt um, und wiederholte meine Frage; da sprach die Figur im düstern Ton: Unglücklicher! in dem Augenblick, wenn Du sie wieder siehst, hast Du sie verloren!“

Eben wollte Ludwig es versuchen, den Freund, der in tiefes Nachdenken versunken war, mit tröstenden Worten aufzurichten, als sie durch mehrere Bekannte, die auf sie zuschritten, unterbrochen wurden.

Schon hatte sich das Gerücht von der neuen mysteriösen Antwort, die der weise Türke ertheilte, in der Stadt verbreitet, und man erschöpfte sich in Vermuthungen, was für eine unglückliche Prophezeiung wohl den vorurtheilsfreien Ferdinand so aufgeregt haben könne; man bestürmte die Freunde mit Fragen, und Ludwig wurde genöthigt, um seinen Freund aus dem Gedränge zu retten, ein abenteuerliches Geschichtchen aufzutischen, das desto mehr Eingang fand, je weiter es sich von der Wahrheit entfernte. Diefelbe Gesellschaft, in welcher Ferdinand angeregt wurde, den wunderbaren Türken zu besuchen, pflegte sich wöchentlich zu versammeln, und auch in der nächsten Zusammenkunft kam wieder der Türke um so mehr an die Reihe, als man sich immer noch bemühte, recht viel von Ferdinand selbst über ein Abenteuer zu hören, das ihn in die düstere Stimmung versetzt hatte, welche er vergebens zu verbergen suchte. Ludwig fühlte es nur zu lebhaft, wie sein Freund im Innersten erschüttert seyn mußte, als er das tief in der

Brust treu bewahrte Geheimniß einer fantastischen Liebe von einer fremden grauenvollen Macht durchschaut sahe, und auch er war eben so gut wie Ferdinand fest überzeugt, daß dem das Geheimste durchdringenden Blick jener Macht auch wohl der mysteriöse Zusammenhang, vermöge dessen sich das Zukünftige dem Gegenwärtigen anreicht, offenbar seyn könne. Ludwig mußte an den Spruch des Drakels glauben, aber das feindselige schonungslose Verrathen des bösen Verbängnisses, das dem Freunde drohte, brachte ihn gegen das versteckte Wesen, das sich durch den Türken vernehmen ließ, auf. Er bildete daher standhaft gegen die zahlreichen Bewunderer des Kunstwerks die Opposition, und behauptete, als jemand bemerkte, in den natürlichen Bewegungen des Automats liege etwas ganz besonders Impofantes, wodurch der Eindruck der orakelmäßigen Antworten erhöht werde, gerade das Augenverdrehen und Kopfschwenken des ehrbaren Türken habe für ihn was unbeschreiblich Possierliches gehabt, weshalb er auch durch ein Bonmot, das ihm entschlüpft, den Künstler und auch vielleicht das unsichtbar wirkende Wesen in üblen Humor versetzt, welchen letzteres auch durch eine Menge schaal, nichts bedeutender Antworten an den Tag gelegt. „Ich muß gestehen,“ fuhr Ludwig fort, „daß die Figur gleich beim Eintreten mich lebhaft an einen überaus zierlichen künstlichen Ruffknacker erinnerte, den mir einst, als ich noch ein kleiner Knabe war, ein Better zum Weihnachten verehrte. Der kleine Mann hatte ein überaus ernsthaft komisches Gesicht, und verbrachte jedesmal mittelst einer innern Vorrichtung die großen aus dem Kopfe herausstehenden Augen, wenn er eine harte Ruffknacke, was denn so etwas possierlich Lebendiges in die ganze Figur brachte, daß ich stundenlang damit spielen konnte, und der Zwerg mir unter den Händen zum wahren Uräunchen wurde. Alle noch so vollkommene Marionetten waren mir nachher steif und leblos gegen meinen herrlichen Ruffknacker. Von den höchst wunderbaren Automaten im Danziger Arsenal war mir gar viel erzählt worden, und vorzüglich deshalb unterließ ich nicht hineinzugehen, als ich mich gerade vor einigen Jahren in Danzig befand. Bald, nachdem ich in den Saal getreten, schritt ein altheutscher Soldat keck auf mich los, und feuerte seine Büchse ab, daß es durch die weiten Gewölbe recht derb knallte — noch mehrere Spielereien der Art, die ich in der That wieder vergessen, überraschten hin und wieder, aber endlich führte man mich in den Saal, in welchem der Gott des Krieges, der furchtbare Mavors, sich mit seiner ganzen Hofhaltung befand. Mars selbst saß in ziemlich grotesker Kleidung auf einem mit Waffen aller Art geschmückten Thron, von Trabanten und Kriegern umgeben. So bald wir vor den Thron getreten, singen ein Paar Trommelschläger an, auf ihren Trommeln zu wirbeln, und Pfeifer bliesen dazu ganz erschrecklich, daß man sich vor dem kakophonischen Getöse hätte die Ohren zuhalten mögen. Ich bemerkte, daß der Gott des Krieges eine durchaus schlechte, seiner Majestät unwürdige Kapelle habe, und man gab mir Recht. Endlich hörte das Trommeln und Pfeifen auf. Da singen an die Trabanten die Köpfe zu drehen, und mit den Hallebarben zu stampfen, bis der Gott des Krieges, nachdem er auch mehrmals die Augen verdreht, von seinem Sitz aufsprang, und keck auf uns zuschreiten zu wollen schien. Bald aber warf er sich wieder in seinen Thron, und es wurde noch etwas getrommelt und gepfiffen, bis alles wieder in die alte hölzerne Ruhe zurückkehrte. Als ich denn nun alle diese Automate geschaut, sagte ich im Herausgehen zu mir selbst: Mein Ruffknacker war mir doch lieber, und jetzt, meine Herren! nachdem ich den weisen Türken geschaut, sage ich abermals: Mein Ruffknacker war mir doch lieber! — Man lachte sehr, meinte aber einstimmig, daß Lud-

wigs Ansicht von der Sache mehr lustig sey, als wahr; denn abgesehen von dem seltenen Geist, der doch mehrtheils in den Antworten des Automats liege, sey doch auch die durchaus nicht zu entdeckende Verbindung des verborgenen Wesens mit dem Türken, das nicht allein durch ihn rede, sondern auch seine von den Fragen motivirte Bewegungen veranlassen müßte, höchst wunderbar, und in jedem Fall ein Meisterwerk der Mechanik und Kunst.

Dies mußte nun wohl selbst Ludwig eingestehen, und man pries allgemein den fremden Künstler. Da stand ein ältlicher Mann, der in der Regel wenig sprach, und sich auch dieses Mal noch gar nicht ins Gespräch gemischt hatte, vom Stuhl auf, wie er zu thun pflegte, wenn er auch endlich ein Paar Worte, die aber jedes Mal ganz zur Sache gehörten, anbringen wollte, und sang nach seiner höflichen Weise an: „Wollen Sie gütigst erlauben — ich bitte gehorsamt, meine Herren! — Ich rühme mit Recht das seltene Kunstwerk, das nun schon so lange uns anzuziehen weiß; mit Unrecht nennen Sie aber den ordinären Mann, der es zeigt, den Künstler, da er an allem dem, was in der That an dem Werk vorzüglich ist, gar keinen Antheil hat, selbiges vielmehr von einem in allen Künsten der Art gar tief erfahrenden Mann herrührt, der sich stets und schon seit vielen Jahren in unsern Mauern befindet, und den wir alle kennen und höchlich verehren.“ Man gerieth in Erstaunen, man stürmte mit Fragen auf den Alten ein, der als fortfuhr: „Ich meine niemanden anders, als den Professor A. — Der Türke war schon zwei Tage hier, ehe daß jemand sonderlich Notiz von ihm genommen hätte; der Professor A. dagegen unterließ nicht, bald hinzugehen, da ihn alles, was nur Automat heißt, auf das Höchste interessirt. Kaum hatte er aber von dem Türken ein paar Antworten erhalten, als er den Künstler bei Seite zog, und ihm einige Worte ins Ohr sagte. Dieser erlaubte und verschloß das Zimmer, als es von den wenigen Neugierigen, die sich eingefunden, verlassen war, die Anschlagzettel verschwanden von den Straßentüren, und man hörte nichts mehr von dem weisen Türken, bis nach vierzehn Tagen eine neue Ankündigung erschien, und man den Türken mit dem neuen schönen Haupt, und die ganze Einrichtung, so wie sie jetzt als ein unauflösbliches Räthsel besteht, wieder fand. Seit der Zeit sind auch die Antworten so geistreich und bedeutungsvoll. Daß aber dies alles das Werk des Professor A. ist, unterliegt gar keinem Zweifel, da der Künstler in der Zwischenzeit, als er sein Automat nicht zeigte, täglich bei ihm war, und auch, wie man gewiß weiß, der Professor mehrere Tage hintereinander sich in dem Zimmer des Hotels befand, wo die Figur aufgestellt und noch jetzt steht. Ihnen wird übrigens, meine Herren! doch bekannt seyn, daß der Professor selbst sich in dem Besitz der herrlichsten, vorzüglich aber musikalischer Automate befindet, daß er seit langer Zeit mit dem Hofrath B., mit dem er ununterbrochen über allerlei mechanische und auch wohl magische Künste korrespondirt, darin weitaus fert, und daß es nur an ihm liegt, die Welt in das höchste Erstaunen zu setzen? Aber er arbeitet und schafft im Verborgenen, wiewohl er jedem, der wahre Lust und wahren Belieben daran findet, seine seltenen Kunstwerke gern zeigt.“

Man wußte zwar, daß der Professor A., dessen Hauptwissenschaften Physik und Chemie waren, nachdem sich auch gern mit mechanischen Kunstwerken beschäftigte, kein einziger von der Gesellschaft hatte aber seinen Einfluß auf den weisen Türken geahnet, und nur von Hörensagen kannte man das Kunstkabinett, von dem der Alte gesprochen. Ferdinand und Ludwig fühlten sich durch des Alten Bericht über den Professor A., und über die

Einwirken auf das fremde Automat gar feltam angeregt.

„Ich kann Dir's nicht verhehlen,“ — sagte Ferdinand, „mir dämmert eine Hoffnung auf, vielleicht die Spur des Geheimnisses zu finden, das mich jetzt so grauenvoll befängt, wenn ich dem Professor K. näher trete. Ja, es ist möglich, daß die Ahnung des wunderbaren Zusammenhanges, in dem der Türke, oder vielmehr die verdeckte Person, die ihn zum Organ ihrer Drakenhprüche braucht, mit meinem Ich steht, mich vielleicht tröstet, und den Eindruck jener für mich schrecklichen Worte entkräftet. Ich bin entschlossen, unter dem Vorwande, seine Automate zu sehen, die nähere Bekanntschaft des mysteriösen Mannes zu machen, und da seine Kunstwerke, wie wir hörten, musikalisch sind, wird es für Dich nicht ohne Interesse seyn, mich zu begleiten.“

„Als wenn es nicht für mich genug wäre,“ erwiderte Ludwig, „daß ich in Deiner Angelegenheit Dir beistehen soll mit Rath und That! Daß mir aber eben heute, als der Alte von der Einwirkung des Professors K. auf die Maschine sprach, ganz besondere Ideen durch den Kopf gegangen sind, kann ich nicht läugnen, wiewohl es möglich ist, daß ich das auf entlegenem Wege suche, was vielleicht uns ganz nahe liegt. — Ist es nämlich, um eben die Auflösung des Räthfels ganz nahe zu suchen, nicht denkbar, daß die unsichtbare Person wußte, daß Du ein Bild auf der Brust trägst, und konnte nicht eine glückliche Kombination sie gerade wenigstens das scheinbar Richtige treffen lassen? Vielleicht rächte sie durch die unglückliche Weissagung sich an uns des Muthwillens wegen, in dem wir die Weisheit des Türken höhneten.“

„Keine menschliche Seele,“ erwiderte Ferdinand, „hat, wie ich Dir schon vorhin sagte, das Bildniß gesehen, niemanden habe ich jemals jenen auf mein ganzes Leben einwirkenden Vorfall erzählt. Auf gewöhnliche Weise kann der Türke unmöglich von dem Allen unterrichtet worden seyn! vielleicht nähert sich das, was Du auf entlegenem Wege suchst, weit mehr der Wahrheit!“

„So meine ich denn nun,“ sagte Ludwig: „daß unser Automat, so sehr ich heute auch das Gegentheil zu behaupten schien, wirklich zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehört, die man jemals sah, und Alles beweist, daß dem, der als Dirigent über dem ganzen Kunstwerke schwebt, tiefere Kenntnisse zu Gebote stehen, als die wohl glauben, welche nur so etwas leichtsinnig begaffen, und sich über das Wunderbare nur wundern. Die Figur ist nichts weiter als die Form der Mithelung; aber es ist nicht zu läugnen, daß diese Form geschickt gewählt ist, da das ganze Ansehen, und auch die Bewegungen des Automats dazu geeignet sind, die Aufmerksamkeit zu Gunsten des Geheimnisses zu fesseln, und vorzüglich den Fragenden auf gewisse Weise nach dem Zweck des antwortenden Wesens zu spannen. In der Figur kann kein menschliches Wesen stecken, das ist so gut als erwiesen; daß wir daher die Antworten aus dem Munde des Türken zu empfangen glauben, beruht sicherlich auf einer akustischen Täuschung; wie dies bewerkstelligt ist, wie die Person, welche antwortet, in dem Stand gesetzt wird, die Fragenden zu sehen, zu vernehmen, und sich ihnen wieder verständlich zu machen, ist und bleibt mir freilich ein Räthsel; allein es setzt nur gute akustische und mechanische Kenntnisse, und einen vorzüglichen Scharfsinn oder auch vielleicht besser gesagt, eine konsequente Schlaubeit des Künstlers voraus, der kein Mittel unbeachtet ließ, uns zu täuschen, und ich muß gestehen, daß mich die Auflösung dieses Geheimnisses weniger interessirt, als es von dem nur allein höchst merkwürdigen Umstande überwogen wird, daß der Türke oft die Seele des Fragenden zu durchschauen, ja, wie Du schon, noch ehe es Dir selbst bewiesen wurde,

bemerkte, in die tiefste Tiefe des Gemüths zu dringen scheint. Wie wenn es dem antwortenden Wesen möglich wäre, sich durch uns unbekannt Mittel einen psychischen Einfluß auf uns zu verschaffen, ja sich mit uns in einen solchen geistigen Rapport zu setzen, daß es unsere Gemüthsstimmung; ja unser ganzes inneres Wesen in sich aufsaugt, und so, wenn auch nicht das in uns ruhende Geheimniß deutlich ausspricht, doch wie in einer Getase, die eben der Rapport mit dem fremden geistigen Princip erzeugte, die Andeutungen alles dessen, was in unserer eigenen Brust ruht, wie es hell erleuchtet dem Auge des Geistes offenbar wird, hervorruft. Es ist die psychische Macht, die die Saiten in unserm Innern, welche sonst nur durch einander rauschten, anschlägt, daß sie vibriren und ertönen, und wir den reinen Akkord deutlich vernehmen; so sind wir aber es selbst, die wir uns die Antworten ertönen, indem wir die innere Stimme, durch ein fremdes geistiges Prinzip geweckt, außer uns verständlicher vernehmen, und verworrene Andeutungen, in Form und Weise des Gedankens fest genannt, nun zu deutlichen Sprüchen werden; so wie uns oft im Traum eine fremde Stimme über Dinge belehrt, die wir gar nicht wußten, oder über die wir wenigstens in Zweifel waren, unerachtet die Stimme, welche uns fremdes Wissen zuzuführen scheint, doch nur aus unserm eigenen Innern kommt, und sich in verständlichen Worten ausspricht. Daß der Türke, worunter ich natürlich jenes verdeckte geistige Wesen verstehe, sehr selten nöthig haben wird, sich mit dem Fragenden in jenen psychischen Rapport zu setzen, versteht sich wohl von selbst. Hundert Fragende werden eben so oberflächlich abgefertigt, als es ihre Individualität verdient, und oft genügt ein wigiger Einfall, dem der natürliche Scharfsinn oder die geistige Lebendigkeit des antwortenden Wesens die treffende Spitze giebt, wo von irgend einer Tiefe, in der die Frage aufzufassen ist, nicht die Rede seyn kann. Irgend eine eraltete Gemüthsstimmung des Fragenden wird den Türken augenblicklich auf ganz andere Weise ansprechen, und dann wendet er die Mittel an, die es möglich machen, den psychischen Rapport hervorzubringen, der ihm die Macht giebt, aus dem tiefsten Innern des Fragenden selbst zu antworten. Die Weigerung des Türken, auf solche tiefgestellte Fragen gleich zu antworten, ist vielleicht nur der Aufschub, den er sich gönnt, um für die Anwendung jener geheimnißvollen Mittel Momente zu gewinnen. Dies ist meine innige Herzensmeinung, und Du siehst, daß mir das Kunstwerk nicht so verächtlich ist, als ich es Euch heute glauben machen wollte — vielleicht nehme ich die Sache zu ernst! — Doch möchte ich Dir nichts verhehlen, wiewohl ich einsehe, daß, wenn Du in meine Idee eingehst, ich Dir gerade nichts zur innern Beruhigung gesagt habe.“

„Du irrst, mein geliebter Freund,“ erwiderte Ferdinand, „gerade, daß deine Ideen ganz mit dem übereinstimmen, was mir gleich dunkel vor der Seele lag, beruhigte mich auf eine wunderbare Weise; ich habe es mit mir selbst allein zu thun, mein liebes Geheimniß blieb unentweicht; denn mein Freund wird es treulich bewahren, wie ein anvertrautes Heiligthum. Doch muß ich jetzt noch eines ganz besondern Umstandes erwähnen, dessen ich bisher noch nicht gedachte. Als der Türke die verhängnißvollen Worte sprach, war es mir, als hörte ich die tiefklagende Melodie: *Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora* in einzelnen abgebrochenen Lauten — und dann war es wieder, als schwebte nur ein langgehaltener Ton der göttlichen Stimme, die ich in jener Nacht hörte, an mir vorüber.“

„So mag ich es Dir auch nicht verschweigen,“ sagte Ludwig, „daß ich, als Du gerade die leise Antwort ertieltest, zufällig die Hand auf das Geländer, welches das

Kunstwerk umschließt, gelegt hatte; es dröhnte fühlbar in meiner Hand, und auch mir war es, als gleite ein musikalischer Ton, Gesang kann ich es nicht nennen, durchs Zimmer. Ich achtete nicht sonderlich darauf, weil, wie Du weißt, immer meine ganze Fantasie von Musik erfüllt ist, und ich deshalb schon auf die wunderlichste Weise getäuscht worden bin. Nicht wenig erstaunte ich aber im Innern, als ich den mysteriösen Zusammenhang jedes tiefklagenden Tons mit der verhängnisvollen Begebenheit in D., die Deine Frage an den Türken veranlaßte, erfuhr."

Ferdinand hielt es nur für einen Beweis des psychischen Rapports mit seinem geliebten Freunde, daß auch die dieser Ton gehört hatte, und als sie noch tiefer eingingen in die Geheimnisse der psychischen Beziehungen verwandter geistiger Prinzipie, als immer lebendiger wunderbare Resultate sich erzeugten, da war es ihm endlich als sey die schwere Last, die seit jenem Augenblick, als er die Antwort erhalten, seine Brust gedrückt, ihm wieder entnommen; er fühlte sich ermutigt, jedem Verhängniß keck entgegen zu treten. Kann ich sie denn verlieren, sagte er, sie, die ewig in meinem Innern waltet, und so eine intensive Existenz behauptet, die nur mit meinem Seyn untergeht?

Voller Hoffnung, über manche jener Vermuthungen, die für beide die größte innere Wahrheit hatten, näheren Aufschluß zu erhalten, gingen sie zum Professor K. Sie fanden an ihm einen hochgeehrten, altfränkisch gekleideten Mann muntern Ansehens, dessen kleine graue Augen unangenehm stehend blickten, und um dessen Mund ein sarkastisches Lächeln schwebte, das eben nicht anzog.

Als sie den Wunsch äußerten, seine Automate zu sehen, sagte er: „Ei! sind Sie doch auch wohl Liebhaber von mechanischen Kunstwerken, vielleicht selbst Kunstbilletanten? Nun, Sie finden bei mir, was Sie in ganz Europa, ja in der ganzen bekannten Welt vergebens suchen.“ Des Professors Stimme hatte etwas höchst Widersägliches; es war ein hoher, kreischender, dissonirender Tenor, der gerade zu der marktchreierischen Art paßte, womit er seine Kunstwerke ankündigte. Er holte mit vielem Geräusch die Schlüssel, und öffnete den geschmackvoll, ja prächtig verzierten Saal, in welchem die Kunstwerke sich befanden. In der Mitte stand auf einer Erhöhung ein großer Flügel, neben demselben, rechts, eine lebensgroße, männliche Figur mit einer Flöte in der Hand, links sah eine weibliche Figur vor einem clavierähnlichen Instrumente, hinter derselben zwei Knaben mit einer großen Trommel und einem Triangel. Im Hintergrunde erblickten die Freunde das ihnen schon bekannte Drehstrion, und rings an den Wänden umher mehrere Spieluhren. Der Professor ging nur flüchtig an dem Drehstrion und den Spieluhren vorüber, und berührte kaum merklich die Automate; dann setzte er sich aber an den Flügel und sang pianissimo ein marschmäßiges Andante an; bei der Reprise setzte der Flötenbläser die Flöte an den Mund und spielte das Thema; nun paulte der Knabe richtig im Takte ganz leise auf der Trommel, indem der andere einen Triangel kaum hörbar berührte. Bald darauf fiel das Frauenzimmer mit vollgriffigen Akkorden ein, indem sie durch das Niederdrücken der Tasten einen harmonikaähnlichen Ton hervorbrachte! Aber nun wurde es immer reger und lebendiger im ganzen Saal, die Spieluhren fielen nach einander mit der größten rhythmischen Genauigkeit ein, der Knabe schlug immer stärker seine Trommel, der Triangel gellte durch das Zimmer, und zuletzt trompetete und paulte das Drehstrion im Fortissimo dazu, daß alles zitterte und bebte, bis der Professor mit seinen Maschinen auf einen Schlag im Schluß-Akkord endete. Die Freunde zollten dem Professor den Beifall, den sein schlau und zufrieden

lächelnder Blick zu begehren schien; er war im Begriff noch mehr musikalische Produktionen der Art vorzutreiben, indem er sich den Automaten näherte; aber die Freunde, als hätten sie sich vorher dazu verabredet, schühten einstimmig ein dringendes Geschäft vor, das ihnen nicht erlaube, länger zu verweilen, und verließen den Mechaniker und seine Maschinen. „Nun, was hat nicht Alles überaus künstlich und schön?“ fragte Ferdinand; aber Ludwig brach los wie im lange verhaltenen Zorn: „Ei, daß den verdammten Professor der — ei, wir sind wir doch so bitter getäuscht worden! wo sind die Aufschlüsse, nach denen wir trachteten, wie blieb es mit der lehrreichen Unterhaltung, in der uns der weise Professor erleuchtete, wie die Lehrlinge zu Sais?“ „Dafür,“ sagte Ferdinand, „haben wir aber in der That merkwürdige mechanische Kunstwerke gesehen; auch in musikalischer Hinsicht! Der Flötenbläser ist offenbar die berühmte Baucanonsche Maschine, und derselbe Mechanismus rücksichtlich der Fingerbewegung auch bei der weiblichen Figur angewendet, die auf ihrem Instrumente recht wohlklingende Töne hervorbringt: die Verbindung der Maschinen ist wunderbar.“ „Das Alles ist es eben,“ fiel Ludwig ein, „was mich ganz toll macht: ich bin von all der Maschinen-Musik, wozu ich auch bei Professors Spiel auf dem Flügel rechne, ordentlich durchgewallt und durchgeknetet, daß ich es in allen Gliedern fühle und lange nicht verwinden werde.“

„Schon die Verbindung des Menschen mit toten, halb Menschliche in Bildung und Bewegung nachäffenden Figuren zu gleichem Thun und Treiben hat für mich etwas Drückendes, Unheimliches, ja Entsetzliches. Da kann mir es denken, daß es möglich seyn müßte, Figuren vermöge eines im Innern verborgenen Getriebes ganz künstlich und behende tanzen zu lassen, auch müßten wohl mit Menschen gemeinschaftlich einen Tanz aufführen und sich in allerlei Touren wenden und drehen, so daß der lebendige Tänzer die todt hölzerne Tänzerin folgt, und sich mit ihr schwenkt, — würdest Du den Anblick ohne inneres Grauen eine Minute lang ertragen? Aber vollends die Maschinenmusik ist für mich etwas heuliges und gräuliches, und eine gute Strumpfmachine übertrifft nach meiner Meinung an wahrer Werth kaum mehr die vollkommenste prächtigste Spieluhr.“

„Ist es denn nur allein der aus dem Munde fließende Hauch, der dem Blasinstrumente, sind es nur allein die gelenkigen, geschmeidigen Finger die den Saiteninstrumente Töne entlocken, welche uns mit mächtigem Zauber ergreifen, ja in uns die unbekanntesten, unaussprechlichsten Gefühle erregen, welche nichts Irdischem hienieden verwandt, die Abundungen eines fernes Geistesreichs und unsers höhern Seins in demselben hervorufen? Ist es nicht vielmehr das Gemüth, welches sich nur jener physischen Organe bedient, um das, was in seiner tiefsten Tiefe erklingen, in das rege Leben zu bringen, daß es andern vernehmbar erkönt und die gleichen Anklänge im Innern erweckt, welche dann im harmonischen Wiederhall dem Geist das wundervolle Reich erschließen, aus dem jene Töne entzündete Strahlen hervorstrahlen? Durch welche Springschrauben, Hebel, Walzen und was noch alles zu dem mechanischen Apparat gehören mag, musikalisch wirken zu wollen, ist der unsinnige Versuch, die Mittel allein das vollbringen zu lassen, was sie nur durch die innere Kraft des Gemüths belebt und von derselben in ihrer geringsten Bewegung gereizt ausführen können. Der größte Vorwurf, den man dem Musiker macht, ist, daß er ohne Ausbruch spiele, da er dadurch eben dem wirklichen Wesen der Musik schadet, oder vielmehr in der Musik die Musik vernichtet, und doch wird der stille und empfindungslosste Spieler noch immer mehr ge-

fen, als die vollkommenste Maschine, da es nicht denkbar ist, daß nicht irgend einmal eine augenblickliche Anregung aus dem Innern auf sein Spiel wirken sollte, welches natürlichere Weise bei der Maschine nie der Fall seyn kann.

„Das Streben der Mechaniker, immer mehr und mehr die menschlichen Organe zum Hervorbringen musikalischer Töne nachzuahmen, oder durch mechanische Mittel zu ersetzen, ist mir der erklärte Krieg gegen das geistige Prinzip, dessen Macht nur noch glänzender siegt, je mehr scheinbare Kräfte ihm entgegengesetzt werden; eben darum ist mir gerade die nach mechanischen Begriffen vollkommenste Maschine der Art eben die verächtlichste, und eine einfache Drehorgel, die im Mechanischen nur das Mechanische bezweckt, immer noch lieber als der Baucansonfche Flötenbläser und die Harmonikaspielerin.“

„Ich muß dir ganz beistimmen,“ sagte Ferdinand: „denn du hast nur in Worten deutlich ausgesprochen, was ich längst und vorzüglich heute bei dem Professor im Innern lebhaft gefühlt. Ohne so ganz in der Musik zu leben und zu wehen, wie Du, und ohne daher für alle Mißgriffe sogar empfindlich zu seyn, ist mir doch das Todte, Starre der Maschinenmusik von jeher zuwider gewesen, und ich erinnere mich noch, daß schon als Kind in dem Hause meines Vaters mir eine große Harfenuhr, welche stündlich ihre Stüchchen abspielte, ein recht quälendes Mißbehagen erregte. Es ist Schade, daß recht geschickte Mechaniker ihre Kunst dieser widrigen Spielerei, und nicht vielmehr der Vervollkommnung der musikalischen Instrumente zuwenden.“ „Das ist wahr,“ erwiderte Ludwig: „vorzüglich rücksichtlich der Tasteninstrumente wäre noch manches zu thun, denn gerade diese öffnen dem geschickten Mechaniker ein weites Feld, und wirklich ist es zu bewundern, wie weit z. B. der Flügel, in seiner Struktur, die auf Ton und Behandlungsart den unterschiedensten Einfluß hat, vorgebracht ist.“

„Sollte es aber nicht die höhere musikalische Mechanik seyn, welche die eigenthümlichsten Laute der Natur belauscht, welche die in den heterogensten Körpern wohnenden Töne erforscht, und welche dann diese geheimnißvolle Musik in irgend ein Organon fest zu bannen strebt, das sich dem Willen des Menschen fügt, und in seiner Veräbrung erklingt. Alle Versuche, aus metallenen, gläsernen Gollinern, Glasfäden, Glas, ja Marmorstreifen Töne zu ziehen oder Saiten auf ganz andere als die gewöhnliche Weise vibriren und ertönen zu lassen, scheinen mir daher im höchsten Grade beachtenswerth, und dem weitem Vorschreiten dieses Bestrebens in die tiefsten akustischen Geheimnisse, wie sie überall in der Natur verborgen, zu dringen, steht es nur im Wege, daß jeder mangelhafte Versuch gleich der Ostentation oder des Geldgewinns wegen, als eine neue schon zur Vollkommenheit gediehene Erfindung angepriesen und vorgezeigt wird. Hierin liegt es, daß in kurzer Zeit so viele neue Instrumente zum Theil unter seltsamen oder prunkenden Namen entstanden, und eben so schnell wieder verschwunden und in Vergessenheit gerathen sind.“ „Deine höhere musikalische Mechanik,“ sagte Ferdinand, „ist allerdings sehr interessant, wiewohl ich mir eigentlich nicht die Spitze oder das Ziel jener Bestrebungen denken kann.“

„Dies ist kein anderes,“ erwiderte Ludwig, „als die Auffindung des vollkommensten Tons; ich halte aber den musikalischen Ton für desto vollkommener, je näher er den geheimnißvollen Lauten der Natur verwandt ist, die noch nicht ganz von der Erde gewichen.“ „Mag es seyn,“ sagte Ferdinand, „daß ich nicht so wie du in diese Geheimnisse eingebrungen, aber ich gestehe, daß ich dich nicht ganz fasse.“ „Laß mich es wenigstens andeuten,“ fuhr Ludwig fort, „wie mir das Alles so in Sinn und Gedanken liegt.“

„In jener Urzeit des menschlichen Geschlechts, als es, um mich ganz der Worte eines geistreichen Schriftstellers zu bedienen (Schubert in den Ansichten von der Nachtsite der Naturwissenschaft) in der ersten heiligen Harmonie mit der Natur lebte, erfüllt von dem göttlichen Instinkt der Weissagung und Dichtkunst, als der Geist des Menschen nicht die Natur, sondern diese den Geist des Menschen erfasste, und die Mutter das wunderbare Wesen, das sie geboren, noch aus der Tiefe ihres Daseyns nährte, da umging sie den Menschen wie im Wehen einer ewigen Begeisterung mit heiliger Musik, und wundervolle Laute verkündeten die Geheimnisse ihres ewigen Treibens. Ein Nachhall aus der geheimnißvollen Tiefe dieser Urzeit ist die herrliche Sage von der Sphärenmusik, welche mich schon als Knabe, als ich in Scipio's Traum zum ersten Mal davon las, mit inbrünstiger Andacht erfüllte, so daß ich oft in stillen mondbellen Nächten lauschte, ob nicht im Säuseln des Windes jene wunderbaren Töne erklingen würden. Aber noch sind jene vernehmlichen Laute der Natur, wie ich schon vorhin sagte, nicht von der Erde gewichen, denn nichts anders ist jene Luftmusik oder Teufelsstimme auf Ceylon, deren jener Schriftsteller erwähnt, und die eine so tiefe Wirkung auf das menschliche Gemüth äußert, daß selbst die ruhigsten Beobachter sich eines tiefen Entsetzens, eines zerschneidenden Mitleids mit jenen den menschlichen Jammer so entsetzlich nachahmenden Naturtönen nicht erwehren können. Ja ich habe selbst in früherer Zeit eine ganz ähnliche Naturerscheinung, und zwar in der Nähe des Kurischen Hafs in Ostpreußen erlebt. Es war im tiefen Herbst, als ich mich einige Zeit auf einem dort gelegenen Landgute aufhielt, und in stillen Nächten bei mäßigem Winde deutlich lang gehaltene Töne hörte, die bald gleich einer tiefen gedämpften Orgelpfeife, bald gleich einer vibrirenden dumpfen Glocke erklangen. Oft konnte ich genau das tiefe F mit der anschlagenden Quinte C unterscheiden, oft erklang sogar die kleine Terz Es, so daß der schneidende Septimen-Akkord in den Tönen der tiefsten Klage meine Brust mit einer, das Innerste durchbringenden Wehmuth, ja mit Entsetzen erfüllte.“

„In dem unvermerkten Entstehen, Anschwellen und Verschweben jener Naturlaute liegt etwas, das unser Gemüth unwiderstehlich ergreift, und das Instrument, dem dieß zu Gebote steht, wird in eben dem Grade auf uns wirken müssen; mir scheint daher, daß die Harmonika rücksichtlich des Tons sich gewiß jener Vollkommenheit, die ihren Maßstab in der Wirkung auf unser Gemüth findet, am meisten nähert, und es ist eben schön, daß gerade dieses Instrument, welches jene Naturlaute so glücklich nachahmt, und auf unser Inneres in den tiefsten Beziehungen so wunderbar wirkt, sich dem Leichtsinne und der schaaalen Ostentation durchaus nicht hingiebt, sondern nur in der heiligen Einfachheit ihr eigenthümliches Wesen behauptet. Recht viel in dieser Hinsicht wird auch gewiß das neuerfundene sogenannte Harmonichord leisten, welches statt der Glocken, mittelst einer geheimen Mechanik, die durch den Druck der Tasten und den Umschwung einer Walze in Bewegung gesetzt wird, Saiten vibriren und ertönen läßt. Der Spieler hat das Entstehen, Anschwellen, Verschweben des Tons beinahe noch mehr in der Gewalt, als bei der Harmonika, und nur den wie aus einer andern Welt herabgekommenen Ton dieses Instruments hat das Harmonichord noch nicht im mindesten erreicht.“ „Ich habe dieß Instrument gehört,“ sagte Ferdinand, „und muß gestehen, daß sein Ton recht in mein Inneres gedrungen, wiewohl es, nach meiner Einsicht, von dem Künstler selbst nicht eben vortheilhaft behandelt wurde. Uebrigens fasse ich dich ganz, wiewohl mir die enge Beziehung jener Naturlaute, von

denen du sprichst, mit der Musik, die wir durch Instrumente hervorbringen, noch nicht deutlich einleuchtet.“ „Kann denn,“ erwiderte Ludwig, „die Musik, die in unserm Innern wohnt, eine andere seyn als die, welche in der Natur wie ein tiefes, nur dem höhern Sinn erforschtliches Geheimniß verborgen, und die durch das Organ der Instrumente nur wie im Zwange eines mächtigen Zaubers, dessen wir Herr worden, ertönt? Aber im reinpsychischen Wirken des Geistes, im Traume ist der Bann gelöst, und wir hören selbst im Konzert bekannter Instrumente jene Naturlaute, wie sie, wunderbar in der Luft erzeugt, auf uns niederschweben, anschwellen und verhallen.“ „Ich denke an die Aeolsharfe,“ unterbrach Ferdinand den Freund. „Was hältst du von dieser sinnigen Erfindung?“ „Die Versuche,“ erwiderte Ludwig, „der Natur Töne zu entlocken, sind allerdings herrlich und höchst beachtenswerth, nur scheint es mir, daß man ihr bis jetzt nur ein kleinliches Spielzeug darböt, das sie mehrentheils wie in gerechtem Unmuthe zerbrach. Viel größer in der Idee, als alle die Aeolsharfen, die nur als musikalische Ableiter der Zugluft zum kindischen Spielwerk geworden, ist die Wetterharfe, von der ich einmal gelesen. Dicke in beträchtlicher Weite im Freien ausgespannte Dräthe wurden von der Luft in Vibration gesetzt und ertönten in mächtigem Klange.“

„Ueberhaupt bleibt hier dem sinnigen, von höherem Geiste besetzten Physiker und Mechaniker noch ein weites Feld offen, und ich glaube, daß bei dem Schwünge, den die Naturwissenschaft erhalten, auch tieferes Forschen in das heilige Geheimniß der Natur eindringen, und manches, was nur noch geahnet, in das rege Leben sichtlich und vernehmbar bringen wird.“ —

Plötzlich webte ein seltsamer Klang durch die Luft, der im stärkern Anschwellen dem Ton einer Harmonika ähnlich wurde. Die Freunde blieben von innerm Schauer ergriffen, wie an den Boden festgebannt, stehen; da wurde der Ton zur tiefstgelegenen Melodie einer weiblichen Stimme. Ferdinand ergriff des Freundes Hand, und drückte sie krampfhaft an seine Brust, aber leise und bebend sprach Ludwig: *Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora.* Sie befanden sich außerhalb der Stadt vor dem Eingange eines mit hohen Hecken und Bäumen umschlossenen Gartens; dicht vor ihnen hatte unbemerkt ein kleines niedliches Mädchen, im Grase sitzend, gespielt, das sprang nun schnell auf und sprach: Ach wie schön singt Schwesterchen wieder, ich muß ihr nur eine Blume bringen, denn ich weiß schon, wenn sie die bunten Netzen sieht, dann singt sie noch schöner und länger. Und damit küßte sie, einen großen Blumenstrauß in der Hand, in den Garten, dessen Thüre offen stehen blieb, so daß die Freunde hineinschauen konnten. Aber welch ein Erstaunen, ja welch ein inneres Grausen durchdrang sie, als sie den Professor A. erblickten, der mitten im Garten unter einer hohen Esche stand. Statt des zurückschreckenden ironischen Lächelns, mit dem er die Freunde in seinem Hause empfing, ruhte ein tiefer melancholischer Ernst auf seinem Gesichte, und sein himmelwärts gerichteter Blick schien wie in seeliger Verklärung das geahnete Jenseits zu schauen, was hinter den Wolken verborgen, und von dem die wunderbaren Klänge Kunde gaben, welche wie ein Hauch des Windes durch die Luft bedeten. Er schritt langsam und abgemessen den Mittelgang auf und nieder, aber in seiner Bewegung wurde alles um ihn her rege und lebendig, und überall stimmerten kristallne Klänge aus den dunklen Büschen und Büumen empor, und strömten vereinigt im wundervollen Konzert wie Feuerflammen durch die Luft, ins Innerste des Gemüths eindringend, und es zur höchsten Wonne himmlischer Ahn-

dungen entzündend. Die Dämmerung war eingebrochen, der Professor verschwand in den Hecken, und die Töne erstarben im Pianissimo. Endlich gingen die Freunde im tiefen Schweigen nach der Stadt zurück; aber als Ludwig sich nun von dem Freunde trennen wollte, drückte ihn Ferdinand fest an sich und sprach: „Sei mir treu! sei mir treu! — ach ich fühle es ja, daß eine fremde Macht in mein Inneres gedrungen, und alle die im Verborgenen liegenden Saiten ergriffen hat, die nun nach ihrer Willkühr erklingen müssen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen!“ —

„War denn nicht die gefäßige Ironie, womit uns der Professor in seinem Hause empfing, nur der Ausdruck des feindlichen Prinzips, und hat er uns mit seinen Automaten nicht nur oserntzen wollen, um alle nähere Beziehung mit mir im ertentzen Leben von der Hand zu weisen?“ „Du kannst wohl Recht haben,“ erwiderte Ludwig; „denn auch ich ahne es deutlich, daß auf irgend eine Weise, die uns freilich wenigstens jetzt ein unauflöseliches Räthsel bleibt, der Professor in dein Leben, oder besser gesagt, in das geheimnißvolle psychische Verhältniß, in dem Du mit jenem unbekanntem weiblichen Wesen stehst, eingreift. Vielleicht verflücht er selbst wider seinen Willen, als feindliches Princip dann verflochten und dagegen ankämpfend, den Rapport, dessen Kraft eben im Kampfe wächst, und es wäre denkbar, daß ihm dein Nähertreten schon deshalb verhasst seyn müßte, weil dein geistiges Princip dann wider seinen Willen, oder vielmehr irgend einer konventionellen Absicht entgegen, alle die Anklänge jenes psychischen Rapports weckt und in neuen lebhafteren Schwung setzt.“ — Die Freunde beschloßen nun kein Mittel unversucht zu lassen, dem Professor A. näher zu treten und vielleicht endlich das Räthsel zu lösen, das so tief in Ferdinands Leben wirkte; schon am folgenden Morgen sollte ein zweiter Besuch bei dem Professor das Fernere einleiten, ein Brief, den Ferdinand unvermuthet von seinem Vater erhielt, rief ihn aber nach B., er durfte sich nicht den mindesten Aufschub verschaffen, und in wenigen Stunden eilte er schon mit Postpferden von dorten, indem er seinem Freunde versicherte, daß ihn nicht abhalten würde, spätestens in vierzehn Tagen wieder in J. zu seyn. Merkwürdig war es Ludwigen im höchsten Grade, daß er bald nach Ferdinands Wreise von demselben ältlichen Mann, der zuerst von des Professors A. Einwirkung auf den Türken gesprochen, nun erfuhr, wie des Professors mechanische Kunstwerke nur aus einer untergeordneten Liebhaberei hervorgegangen, und daß tiefes Forschen, tiefes Eindringen in alle Theile der Naturwissenschaft eigentlich der unausgesetzte Zweck alles seines Strebens sey. Vorzüglich rühmte der Mann die Erfindungen des Professors in der Musik, die er aber bis jetzt niemanden mittheile. Sein geheimnißvolles Laboratorium sey ein schöner Garten bei der Stadt, und oft hätten schon Vorübergehende seltsame Klänge und Melodien ertönen gehört, als sey der Garten von Feen und Geistern bewohnt.

Vierzehn Tage vergingen, aber Ferdinand kam nicht wieder, endlich nach zwei Monaten erhielt Ludwig einen Brief aus B. des Inhalts:

„Lies und erkaune, aber erfahre nur das, was ich vielleicht ahntest, nachdem Du dem Professor, wie ich hoffe, näher getreten. In Dorfe P. werden Pferde gewechselt, ich stehe und schaue recht gedankenlos in die Gegend hin. Da fährt ein Wagen vorbei und hält vor der nahen offenen Kirche; ein einfach gekleidetes Französischer Jägeruniform mit Orden geschmückt, zwei Männer stiegen aus einem zweiten Wagen. Der Jägerhalter sagt: das ist das fremde Paar, das unser Pöbel

heut traut. Mechanisch gehe ich in die Kirche und trete ein, als der Geistliche gerade mit dem Segen die Cereimonie endigt. Ich schau hin, die Braut ist die Sängerin, sie erblickt mich, sie erblaßt, sie sinkt, der hinter ihr stehende Mann fängt sie auf in seine Arme, es ist der Professor K. — Was weiter vorgegangen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wie ich hiehergekommen, Du wirst es wohl vom Professor K. erfahren. Jetzt ist eine nie gekannte Ruhe und Heiterkeit in meine Seele gekommen. Der verhängnißvolle Spruch des Türken war eine verdammte Lüge, erzeugt vom blinden Hintertappen mit ungeschickten Fühlhörnern. Habe ich Sie denn verloren? Ist sie nicht im innern glühenden Leben ewig mein? Du wirst lange nicht von mir hören, denn ich gehe nach K., vielleicht auch in den tiefen Norden nach P."

Ludwig ersah aus seines Freundes Worten nur zu deutlich seinen zerrütteten Seelenzustand, und um so räthselhafter wurde ihm das Ganze, als er erfuhr, daß der Professor K. durchaus die Stadt nicht verlassen habe. Wie, dachte er, wenn es nur die Resultate des Konflikts wunderbarer psychischer Beziehungen, die vielleicht unter mehreren Personen Statt fanden, wären, die in das Leben traten, und selbst äußere von ihnen unabhängige Begebenheiten so in ihren Kreis zogen, daß sie der geträufelte innere Sinn für eine aus ihm unbedingt hervorgehende Erscheinung hielt und daran glaubte? — Doch vielleicht tritt künftig die frohe Ahnung ins Leben, die ich in meinem Innern trage, und die meinen Freund trösten soll! Der verhängnißvolle Spruch des Türken ist erfüllt, und vielleicht gerade durch diese Erfüllung der vernichtete Stoß abgewendet, der meinen Freunde drohte. —

„Nun,“ sprach Ditmar, als Theodor plötzlich schwieg, „nun ist das Alles? Wo bleibt die Aufklärung, wie wurde es mit Ferdinand, mit dem Professor K., mit der holden Sängerin, mit dem russischen Offizier?“ — „Dabei ich,“ erwiderte Theodor, „denn nicht vorausgesetzt, daß es nur ein Fragment sey, was ich vortragen wollte? Ueberdem dünkt mich, daß die merkwürdige Historie vom redenden Türken gerade von Haus aus fragmentarisch angelegt ist. Ich meine, die Fantasie des Lesers oder Hörsers soll nur ein paar etwas heftige Punkte erhalten und dann sich selbst beliebig fortzuschwingen. Willst du, lieber Ditmar, aber durchaus über Ferdinands Schicksal beruhigt seyn, so erinnere dich doch nur an das Gespräch über die Oper, das ich vor einiger Zeit vorlas. Es ist derselbe Ferdinand, der dort gesund an Leib und Seele mit freudiger Kampflust in das Feld zieht, der hier, obgleich in einer früheren Periode seines Lebens aufgetreten. Alles muß daher wohl mit der somnambulen Liebchaft sehr gut abgegangen seyn.“

„Und nun,“ nahm Ditmar das Wort, „ist noch hinzuzufügen, daß unser Theodor sich ehemals sehr wohl darin gefiel in allerlei wunderbaren, ja tollen Geschichten mit aller möglichen Kraft die Fantasie anzuregen und dann plötzlich abzubreaken. So wenig er selbst daran denkt, wird ihn jeder wenigstens einer unartigen Mystifikation anklagen müssen. — Aber es gab eine Zeit, wo sein ganzes Thun und Treiben fragmentarisch erschien. Er las damals nur zweite Theile, ohne sich um den ersten und letzten zu bekümmern, sah im Schauspiel zweite und dritte Akte u. s. f.“

„Und diese Neigung,“ sprach Theodor, „habe ich wohl noch. Nichts ist mir mehr zuwider als wenn in einer Erzählung, in einem Roman, der Boden auf dem sich die fantastische Welt bewegt hat, zuletzt mit dem historischen Wesen so rein gekehrt wird, daß auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt, wenn man so ganz abgefunden nach Hause geht, daß man gar keine Seh-

sucht empfindet, noch einmal hinter die Gardinen zu gucken. Dagegen dringt manches Fragment einer geistreichen Erzählung tief in meine Seele, und verschafft mir, da nun die Fantasie die eignen Schwingen regt, einen lange dauernden Genuß. Wem ist es nicht so gegangen mit Göthe's nubraunen Mädchen! Vor allen hat auf mich aber das Götische Fragment jenes allerliebsten Märchchens von der kleinen Frau, die der Reisende im Kästchen mit sich führt, einen unbeschreiblichen Zauber geübt.“

„Genuß,“ unterbrach Lothar den Freund, „wir erfahren nichts mehr von dem redenden Türken, und eigentlich war auch die Geschichte gewissermaßen ganz aus. Darum soll nun aber unser Ditmar ohne weiteres zu Worte kommen.“

Ditmar zog sein Manuscript hervor, und las:

Doge und Dogaresse.

Mit diesem Namen war in dem Catalog der Kunstwerke, die die Akademie der Künste zu Berlin im September 1816 ausstellte, ein Bild bezeichnet, das der wackre tüchtige G. Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte, und das mit besonderm Zauber jeden anzog, so daß der Platz davor selten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern schreitet, die eben so reich geschmückte Dogaresse an der Seite, auf einer Balustrade hervor, er ein Greis mit grauem Bart, sonderbar gemischte Züge, die bald auf Kraft bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Uebermuth, bald auf Gutmüthigkeit deuten, im braunrothen Gesicht; sie ein junges Weib, sehnfüchtige Trauer, träumerisches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgespannten Sonnenschirm hält. Seitwärts an der Balustrade stößt ein junger Mensch in ein muschelförmiges gerundenes Horn, und vor derselben im Meer liegt eine reich verzierte mit der venetianischen Flagge geschmückte Gondel, auf der zwei Ruderer besindlich. Im Hintergrund breitet sich das mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Thürme und Paläste des prächtigen Venedig, das aus den Fluthen emporsteigt. Links unterscheidet man San Marco, rechts mehr im Vorgrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldenen Rahmen des Bildes sind die Worte eingegraben:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare.

Ah! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu schweben
Mit dem Gatten selbst des Meeres
Doch nicht Trost dem Herzen geben.

Vor diesem Bilde entstand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künstler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verse hinlänglich ausgedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünsche eines sehnfüchtigen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geschichtliche Begebenheit habe darstellen wollen. Des Geschwäges müde verließ einer nach dem andern den Platz, so daß zuletzt nur noch zwei der edlen Malerkunst gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, sing der eine an, wie man sich selbst allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Deuteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit diesem Dogen, mit

dieser Dogaresse für eine Verwandtniß hat im Leben, so ergreift mich auch auf ganz besondere Weise der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet ist. Sieh' diese Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie sie der Welt gebietend in den Lüften flattert — O herrliches Venedig!" Er fing an Turandots Räthsel von dem adriatischen Löwen herzusagen: Dimmi, qual sia quella terribil fera, etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohlklingende Männerstimme mit Calafs Auflösung einfiel: Tu quadrupede fera, etc. Von den Freunden unbemerkt hatte sich hinter ihnen ein Mann hingestellt von hohem edlen Ansehen, den grauen Mantel malerisch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man gerieth ins Gespräch, und der Fremde sagte mit beinahe feierlichem Tone: „Es ist ein eignes Geheimniß, daß in dem Gemüth des Künstlers oft ein Bild aufsteht, dessen Gestalten, zuvor unkenntbar körperlose im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künstlers erst sich zum Leben zu formen, und ihre Heimath zu finden scheinen. Und plötzlich verknüpft sich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft, und stellt nur dar, was wirklich geschah oder geschehen wird. Kolbe mag vielleicht selbst noch nicht wissen, daß er auf dem Bilde dort niemanden anders darstellte, als den Dogen Marino Falieri und seine Gattin Annunziata.“ — Der Fremde schwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dieß Räthsel ihnen so zu lösen, wie das Räthsel vom adriatischen Löwen. Da sprach er: „Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, so will ich Euch auf der Stelle mit Falieris Geschichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? Ich werde sehr umständlich seyn, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir so lebendig vor Augen stehen, als habe ich sie selbst erschaut. Das kann auch wohl der Fall seyn, denn jeder Historiker, wie ich nun einmal einer bin, ist ja eine Art redendes Gespenst aus der Vorzeit.“

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann:

Vor gar langer Zeit, und, irre ich nicht, so war's im Monat August des Jahres Eintausend dreihundert und vier und funfzig, als der tapfere genuesische Feldherr, Paganino Doria geheßen, die Venetianer auf's Haupt geschlagen und ihre Stadt Varenzo erkürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun seine wohlbesetzten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Eile auf- und niederrennen, spähend, wo die Beute am sichersten zu haften; und Todeschreken erfasste Volk und Signorie. Alle Mannschaft, jeder, der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von St. Nicolo sammelte man die Haufen. Schiffe, Bäume wurden versenkt, Kette an Kette geschlossen, um dem Feinde den Eingang zu sperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Lasten in das schäumende Meer niederdonnerten, sahe man auf dem Mialto die Agenten der Signorie, wie sie den kalten Schweiß sich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verstörtem Gesichte, mit heiserer Stimme Prozente über Prozente boten für bares Geld; denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforschlichen Räthschlusse der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieser Zeit der höchsten Kümmerniß und Noth der bedrängten Herde der treue Hirte entrisen werden sollte. Ganz erdrückt von der Last des Ungemachs starb der Doge Andrea Dandolo, den das Volk sein liebes Gräfschen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war, niemals über den Marcusplatz schritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Rathes

Bedürftigen, für diesen Trost im Munde, für jenen Bechinen in der Tasche zu führen. Wie es denn nun geschieht, daß den vom Unglück Entnutheten jeder Schlag, sonst kaum gefühlt, doppelt schmerzlich trifft, so war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen schauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer sich vor Jammer und Betrübniß. Nun sey ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten sie die Nacken beugen dem genuesischen Joch, so schrien sie laut, unerachtet, was die eben nöthigen kräftigerischen Operationen betraf, der Verlust des Dandolo eben nicht so verderblich schien. Das gute Gräfschen lebte gen in Nähe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Gesinne, als die räthselhaften Verschlingungen der Staatsklugheit, es verstand sich besser darauf, am heiligen Osterfest die Prozession zu ordnen, als ein Kriegsheer zu führen. Nun kam es darauf an, einen Doge zu wählen, der, gleich begabt mit müthigem Feldherrnsinn und tüchtiger Staatsklugheit das in seinen Grundbesitzen erschütterte Venedig rette von der bedrohlichen Gewalt des immer lähneren Feindes. Die Senatoren versammelten sich, aber da sahe man nichts als trübe Gesichter, starre Blicke, zu Boden gesenkte in die Hand gestützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das lose Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteste Rath, Marino Bodoeri geheßen, erhob endlich seine Stimme. „Hör um uns, unter uns,“ so sprach er, „werdet Ihr ihn nicht finden; aber richtet Eure Blicke nach Voignon, auf Marino Falieri, den wir hinschickten, um dem Papste Innocenzens Glück zu wünschen zu seiner Erhebung, der er kann jetzt was Besseres thun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu steuern. Ihr werdet einwenden, daß dieser Marino Falieri schon an die achtzig Jahre alt ist, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß sein munteres Ansehen, sein brennendes Auge, das Glühroth auf Nase und Wangen, wie Verlaumbder wollen, mehr dem guten Epperein als innerer Kraft zuzuschreiben ist; aber achtet das nicht. Ginnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieser Marino Falieri als Proveditor der Flotte auf dem schwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienste es seyn mußten, die die Procuratoren von San Marco bewegen konnten, diesen Falieri mit der reichen Grafschaft Waldemarino zu beehren?“ — So sprach Bodoeri Falieris Verdienste wacker heraus, und wußte jedem Einwand im Voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen sich zu Falieris Wahl einten. Mancher sprach zwar noch viel von Falieris aufbrausendem Jörn, von seiner Herrschsucht, seinem Eigenthum, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greise gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Dertei tadelnde Stimmen verhallen nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemessenen ausbrausendem Jörn, von seiner Herrschsucht, seinem Eigenthum, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greise gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Dertei tadelnde Stimmen verhallen nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemessenen aus-

gelassenen Jubel. Weiß man nicht, daß in solch gefahrvoller Zeit, in solcher Unruhe und Spannung jeder Entschluß, ist es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erscheint? — So geschah es, daß das gute Gräfschen mit aller seiner Frömmigkeit und Milde ein vergessen war, und daß Jeder rief: Beim heiligen Marcus, dieser Marino hätte längst unser Doge seyn sollen, und der übermüthige Doria saß uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten streckten mühsam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte, und schrien: Das ist der Falieri, der den Morbassan schlug — der tapfere Heerführer, dessen siegreiche Flaggen im schwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zusammenstand, erzählte einer von des alten Falieri Heidenthaten, und, als sey Doria selb geschlagen, erhalten die Lüfte von weitem dem Jubelgeschrei. Hierzu kam, daß Nicolo Pisani, der,

mag der Himmel wissen warum, statt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien gefegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Pisani verursachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino Galieri zugeschrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatischer Verzückung über die glückliche Wahl, und man beschloß, damit das Außerordentliche geschehe, den neuerwählten Dogen wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf Edle, jeder von zahlreicher glänzender Dienerschaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geschickt, wo die Gesandten der Republik dem Galieri, so wie er angekommen, nochmals seine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reich verzierte Staatsbarten, vom Podesta von Chioggia unter den Befehlen seines eignen Sohnes Taddeo Giustiniani ausgerüstet, nahmen darauf in Chioggo den Dogen mit seinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigsten siegreichsten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in diesem Augenblick, als nämlich Marino Galieri den Bucentoro zu besteigen im Begriff stand, und das war am dritten October Abends, da schon die Sonne zu sinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaster ausgebreitet, ein armer unglücklicher Mensch. Einige Lumpen gestreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich, und die sonst einem Schifferkleide, wie das gemeinste Volk der Lastträger und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben schienen, hingen um den abgemagerten Körper. Vom Hemde war nichts mehr zu sehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber so weiß und zart war, daß sie der Edelsten einer ohne Scheu und Scham hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur desto besser das reinste Ebenmaß der wohlgebauten Glieder, und betrachtete man nun vollends die hell-kastanienbraunen Locken, die zerzaust und verworren die schönste Stirn umschatteten, die blauen nur von trostlosem Glend verbüßerten Augen, die Aderläse, den feingebildeten Mund des Unglücklichen, der höchstens zwanzig Jahre zu zählen schien, so war es gewiß, daß irgend ein feindseliges Schicksal den Fremdling von guter Geburt in die unterste Classe des Volks geschleudert haben mußte.

Wie gesagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling, und starrte, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, mit stierem gedankenlosen Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken sollen, das Leben sey von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildsäule versteinert, hätte er nicht dann und wann tief wie im unsäglichsten Schmerz aufgeschufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgestreckt hatte auf dem Pflaster, und der mit blutigen Lumpen umwickelt, schwer verwundet zu seyn schien.

Alle Arbeit ruhte, das Getöse des Gewerbes schwieg, ganz Venedig schwamm in tausend Barken und Gondeln dem hochgepriesenen Galieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Mensch in trostloser Hüßlosigkeit seinen Schmerz verseufzte. Doch eben als sein mattes Haupt hinabsank auf das Pflaster, und er der Ohnmacht nahe schien, rief eine heisere Stimme recht kläglich mehrmals hinter einander: „Antonio — mein lieber Antonio!“ — Antonio erhob sich endlich mühsam mit halbem Leibe, und, indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana, hinter denen die Stimme hervorkommen schien, hinrichtete, sprach er ganz matt und kaum vernnehmbar: „Wer ist's, der mich ruft? — Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen; denn

halb werde ich hier umgekommen seyn!“ — Da leuchte und hüftelte sich ein kleines feinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling, und indem sie neben ihm hinkauerte, brach sie aus in ein widriges Lächeln und Lachen. „Thörigtes Kind,“ so läpelte dann die Alte, „wilst hier umkommen, wilst hier sterben, weil das goldne Glück Dir aufseht? — Schau nur hin, schau nur hin dort im Abend die lodernen Flammen, das sind Bechinen für Dich. — Aber Du mußt essen, lieber Antonio, essen und trinken; denn der Hunger nur ist es, der Dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaster! — Der Arm ist schon heil, schon wieder heil!“ — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das seltsame Bettelsweib, das auf den Stufen der Franziskanerkirche die Andächtigen, immer lachend und lachend, um Almosen anzusprechen pflegte, und der er manchmal, von innerm unerklärlichem Hange getrieben, einen sauer verdienten Quattrino, den er selbst nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruhe,“ sprach er, „altes wahnfinniges Weib, wohl ist es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht, seit drei Tagen habe ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollte ich nach dem Kloster, und sehen ein Paar Löffel Krankensuppe zu erschaffen, aber alle Kameraden sind fort — keiner der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgesunken, und werde wohl niemals wieder aufstehen.“ — „Hi hi hi hi,“ lachte die Alte, „warum gleich verzweifeln, warum gleich verzagen? Du bist durstig, Du bist hungrig, dafür habe ich Rath. Hier sind schöne gebörte Fischlein, erst heute auf der Zecca eingekauft, hier ist Limonienkast, hier ein artig weißes Bröcklein; is mein Söhnlein, is und trinke, mein Söhnlein! dann wollen wir nach dem wunden Arm schauen.“ Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr wie eine Kapuze auf dem Rücken hing, und hoch hinübertrugte über das gebückte Haupt, Fische, Brod und Limonienkast hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verschrumpten Lippen geneht hatte mit dem kühlen Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt, und er verschlang gierig Fische und Brod. Die Alte war indessen darüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln, und da fand es sich denn, daß der Arm zwar hart zerschlagen, die Wunde aber schon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschchen befindlich, und die sie mit dem Hauch des Mundes erwärmt, darauf strich, fragte sie: „Aber wer hat dich denn so arg geschlagen, mein armes Söhnlein?“ Antonio ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte sich ganz ausgerichtet, mit blühenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: „Ha! — Nicolo, der Spigbube, wollte mich lahm schlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt, Alte, daß ich mühsam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Lasten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutschen, in den sogenannten Fontego (Du kennst es ja wohl das Gebäude), schleppen half.“ — So wie Antonio das Wort „Fontego“ aussprach, lachte und lachte die Alte recht abscheulich auf, und plapperte immer fort: „Fontego — Fontego — Fontego.“ — „Laß Dein tolles Lachen, Alte, wenn ich erzählen soll,“ rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich still, und Antonio fuhr fort: „Nun hatte ich einige Quattrino's verdient, mir ein neues Wamms gekauft, sahe ganz stattlich aus, und kam in die Zahl der Gondoleros. Weil ich immer frohen Muthes war, wacker arbeitete, und manches schönes Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Neid unter den Kameraden. Sie verschwätzten mich

bei meinem Herrn, der mich fortjagte; überall, wo ich ging, und stand, riefen sie mir nach: „deutscher Hund! verfluchter Keger!“ und vor drei Tagen, als ich bei San Sebastian eine Barke ans Land rollen half, überschleuerten sie mich mit Steinvorwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut; aber da traf mich der tüchtiche Nicolo mit einem Ruderstrich, der mein Haupt streifend, und den Arm schwer verlegend, mich zu Boden warf. — Nun, Du hast mich satt gemacht, Alte, und in der That fühle ich, daß Deine Salbe meinem wunden Arm auf wunderbare Weise wohl thut. Sieh nur, wie ich den Arm schon zu schwingen vermag — nun will ich wieder tapfer rudern!“ Antonio war vom Boden aufgestanden, und schwang den wunden Arm kräftig hin und her; aber die Alte lachte und lachte wieder laut auf, und rief, indem sie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tänzelnd hin und her trippelte: „Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — tapfer — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!“

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen; denn vor ihm hatte sich das allerherrlichste Schauspiel aufgethan. Von San Clemens her schwamm der Bucentoro, den adriatischen Eöven in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderstrich dabei, wie ein kräftigbeschwungener goldner Schwan. Umringt von tausend Barken und Gondeln schien er, sein fürstlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Hauptern aufgetaucht war aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendsonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, so daß Alles in lodrenden Flammen stand; aber wie Antonio in Vergessenheit alles Kammers ganz entzückt hinschaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Gauseln ging durch die Lüfte, und wie ein furchtbares Echo hallte es wieder aus der Tiefe des Meeres. Der Sturm kam daher gefahren auf schwarzen Wolken, und hüllte Alles in dicke Finsterniß ein, während aus dem brausenden Meere höher und höher die Wellen wie zischende, schäumende Ungeheuer emporstiegen, und Alles zu verschlingen drohten. Gleich zerstäubtem Gefieder sahe man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro, mit seinem flachen Boden unfähig dem Sturme zu widerstehen, schwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angstgeschrei der Bedrängten.

Erstarrt schaute Antonio hin, dicht vor ihm raffelte es wie mit Ketten; er schaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geschaukelt, da fiel es wie ein Bligstrahl in seine Seele. Er sprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darin fand, und stach kühn und muthevoll hinaus in die See geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, desto deutlicher vernahm er das Hilfsgeschrei auf dem Bucentoro; „Hinan! — hinan! — rettet den Doge! rettet den Doge!“ — Es ist bekannt, daß kleine Fischerkähne im Golf, wenn er stürmt, gerade sicherer sind, und besser zu handhaben als größere Barken, und so kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des würdigen Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geschieht es ja immer daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelingen einer kühnen That als sein Eigen zugetheilt hat, so daß alle Andere sich ganz vergebens darum bemühen. So war es diesmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuerwählten Doge zugebracht war, und deshalb gelang es ihm ganz allein, sich mit seinem kleinen geringen Fischerkahn

glücklich hinanzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit solcher Gefahr vertraut, stieg, ohne sich einen Augenblick zu bestimmen, rüstig heraus aus dem prächtigen, aber verrätherischen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brausenden Wellen leicht weggleitend wie ein Delphin in wenigen Minuten hinüberruderte nach dem Plage des heiligen Marcus. Mit durchnähten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Gesichtern die Ceremonien des Einzuges beendete. Das Volk eben, so wie die Signorie, bestürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Thüren geführt worden, den gewöhnliche Mißthäter hingetrichtet zu werden pflegen, verflummte mitten im Jubel, und so endete der festlich begonnene Tag traurig und düster.

An den Retter des Doge schien niemand zu denken, und Antonio selbst dachte nicht daran, sondern lag todtmüde, halb ohnmächtig von Schmerz, den ihm die neu-aufgezeigte Wunde verursachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palastes. Desto verwunderlicher war es ihm, als, da brünne die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schuftern packte, und mit den Worten: Komm, guter Freund! in den Palast und in die Zimmer des Doge hineinstieß. Der Alte kam ihm freundlich entgegen, und sprach, indem er auf ein Paar Beutel wies, die auf dem Tische lagen: „Du hast Dich wacker gehalten, mein guter Sohn, hier! — nimm diese dreitausend Scchini; willst Du mehr, so fordere, aber erzeige mir den Gefallen, und laß Dich nie mehr vor meinem Angesichte sehen.“ Bei den letzten Worten blühten Funken aus den Augen des Alten, und die Nasenröthe röthete sich höher. Antonio wußte nicht, was der Alte wollte, ließ sich das auch gar nicht zu Herzen gehn, sondern lastete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Zug und Recht verdient zu haben glaubte.

Leuchtend im Glanz der neuerlangten Herrschaft, sehr andern Morgens der alte Falieri aus den hohen Reggenfenstern des Palastes hinab auf das Volk, das sich unter ihm in allerlei Waffenübungen lustig tummelte. Da trat Boboeri, seit den Jünglingsjahren in unwandelbarer Freundschaft mit dem Dogen hieß vertrat, in's Gemach, und als nun dieser ganz versunken in sich und seine Würde ihn gar nicht zu bemerken schien, schlug er die Hände zusammen, und rief laut lachend aus: „Si, Falieri, welche erhabene Gedanken mögen brüten und gedeihen in Deinem Kopfe seit dem Augenblicke, daß die krumme Mühe darauf sieht?“ — Falieri, wie aus einem Traum erwachend, kam dem Alten mit erzwungener Freundschaft entgegen. Er lächelte, daß es doch eigentlich Boboeri war, dem er die Mühe zu verdanken, und jene Rede schien ihn daran zu mahnen. Da nun aber jede Verpflichtung sein stolzes herrschaftliches Gemüth wie eine Last drückte, und er den altväterlichen Rath, den bewährten Freund nicht abfertigen konnte, wie den armen Antonio, so zwang er sich einige Worte des Dankes ab, und sang dann gleich an, von den Massregeln zu sprechen, die jetzt den überall sich regenden Feinden entgegengesetzt werden müßten. „Das,“ fuhr ihm Boboeri mit schlaudem Lächeln in die Rede, „das und alles Uebrige, was sonst noch der Staat von Dir fordert, wollen wir nach ein paar Stunden im vernehmlichsten großen Rath reichlich erwägen und überlegen. Nicht darum bin ich so früh gekommen, und mit Dir die Mittel aufzufinden, wie man den Ketten Deiner schlägt, oder wie man den ungarischen Ludwig, dem es wieder nach unsern dalmarischen Seestädten gelüftet, zur Vernunft bringt. Nein, Marino, nur an Dich selbst

habe ich gedacht, und zwar, was Du vielleicht nicht rathest würdest, an Deine Vermählung.“ „Wie konntest Du,“ erwiderte der Doge, indem er ganz verdrüsslich aufstand, und dem Bodoeri den Rücken gemendet, hinaus schaute durch das Fenster, — wie konntest Du nur d a r a n denken. Noch lange ist's hin bis zum Himmelfahrtstage. Dann, hoff ich, soll der Feind geschlagen, Sieg, Ehre, neuer Reichthum, glänzendere Macht dem meergeborenen adriatischen Löwen erworben seyn. Die keusche Braut soll den Bräutigam ihrer würdig finden.“ „Ach,“ fiel ihm Bodoeri ungeduldig in die Rede, „Du sprichst von der seltsamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn Du den goldenen Ring vom Bucentore hinabschleudernd in die Wellen, Dich zu vermählen gedenkst mit dem adriatischen Meer. Du, Marino, Du, dem Meer Verwandter, kennst Du denn keine andere Braut, als das kalte, feuchte, verrätherische Element, dem Du zu gebieten wähest, und das erst gestern gar bedrohlich sich gegen Dich auflehnte? — Ei, wie magst Du liegen wollen in den Armen einer solchen Braut, die ein eigen-sinnig tolles Ding, gleich, als Du auf dem Bucentore dahergleitend ihr nur die bläulich gefrorenen Wangen streicheltest, zankte und tobte. Reicht denn ein ganzer Besuw voll Gluth dazu hin, den eisigen Busen eines solchen Weibes zu erwärmen, die in steter Treulosigkeit immer und immer sich neu vermählend die Ringe nicht empfängt als theures Liebespfand, sondern hinabreißt den Tribut der Sklaven? Nein, Marino, ich gedachte, daß Du Dich vermählen solltest mit dem schönsten Erdenkinde, das nur zu finden.“ „Du faelst,“ murmelte Falieri, ohne sich vom Fenster wegzunehmen, „Du faelst, Alter. Ich, ein achtzigjähriger Greis, belafest mit Mühe und Arbeit, niemals verheiratet gewesen, kaum mehr fähig zu lieben.“ — „Halt ein,“ rief Bodoeri, „lästere Dich nicht selbst. — Streck nicht der Winter, so rauh und kalt er auch seyn mag, doch nicht zuletzt voll Sehnsucht die Arme aus nach der holden Göttin, die ihm entgegenzieht von lauen Westwinden getragen? — Und wenn er sie dann an den erstarrten Busen drückt, wenn sanfte Gluth seine Adern durchdringt, wo bleibt da Eis und Schnee? Du sagst, Du seyst an die achtzig Jahre alt, das ist wahr; aber berechnest Du das Greisethum denn bloß nach den Jahren? — Trägst Du Dein Haupt nicht so aufrecht, gehst Du nicht mit solchem festen Schritt einher, wie vor vierzig Sommern? — Oder fühlst Du vielleicht doch, daß Deine Kraft abgenommen, daß Du ein geringeres Schwert tragen mußt, daß Du im raschen Gange ermattest, daß Du die Treppen des herzoglichen Palaßes hinaufsteuchst?“ — „Nein, beim Himmel!“ unterbrach Falieri den Freund, indem er mit rascher, heftiger Bewegung vom Fenster weg, und auf ihn trat, „nein, beim Himmel! von dem Allen spüre ich nichts.“ — „Nun dann,“ fuhr Bodoeri fort, „so genieße als Greis mit allen Jügen alles Erdennglück, was Dir noch zugebacht. Erhebe das Weib, das ich für Dich wählte, zur Dogaresa, und die Frauen von Venedig werden, was Schönheit und Tugend betrifft, so gut in ihr die Erste anerkennen müssen, als die Venetianer in Dir ihr Oberhaupt an Tapferkeit, Geist und Kraft.“ Bodoeri fing nun an, das Bild eines Weibes zu entwerfen und wußte die Farben so geschickt zu mischen und so lebendig aufzutragen, daß des alten Falieri Augen bligten, daß er im ganzen Gesicht röther und röther wurde, daß die Lippen sich spigten und schmagten, als genöthe er ein Glastein feurigen Syrakuser nach dem andern. „Ei,“ sprach er endlich sämumelnd, „ei was ist denn das für ein Ausbund von Liebreiz, von dem Du sprichst?“ — „Kein anderes Weib,“ erwiderte Bodoeri, „kein anderes Weib meine ich, als mein liebes Mädchen.“ „Was,“ fiel ihm Falieri in die Rede,

„Deine Nichte? Die wurde ja, als ich Podesta von Treviso war, an Bertuccio Renolo verheiratet?“ „Ei,“ sprach Bodoeri weiter, „Du denkst an meine Nichte Franzeska, und deren Tochterlein ist es, die ich Dir zugebacht. Du weißt, daß den wilden barschen Renolo der Krieg ins Meer verlockte. Franzeska voller Gram und Schmerz begrub sich in ein römisches Kloster; so ließ ich die kleine Annunziata erziehen in tiefer Einsamkeit auf meiner Villa in Treviso.“ — „Was,“ unterbrach Falieri den Alten voller Ungebuld aufs Neue, „was, die Tochter Deiner Nichte soll ich zu meiner Gemahlin erheben? — Wie lange ist's, daß Renolo sich vermählte? — Annunziata muß ein Kind seyn von höchstens zehn Jahren. Als ich Podesta von Treviso wurde, war an Renolo's Vermählung noch nicht zu denken, und das sind —“ „Fünf und zwanzig Jahre her,“ fiel Bodoeri ihm lachend in die Rede; „ei! wie magst Du Dich so verrechnen in der Zeit, die Dir schnell vergangen. Annunziata ist ein Mädchen von neunzehn Jahren, schön wie die Sonne, sitzsam, demüthig, in der Liebe unerfahren, denn sie sah kaum einen Mann. Sie wird Dir anhängen mit kindlicher Liebe und anspruchloser Ergebenheit.“ „Ich will sie sehen, ich will sie sehen,“ rief der Doge, dem das Bild, das Bodoeri von der schönen Annunziata entworfen, wieder vor Augen kam. Sein Wunsch wurde selbigen Tages erfüllt; denn kaum als er aus dem großen Rath in seine Gemächer zurückgekehrt war, führte ihm der schlaue Bodoeri, der mancherlei Ursache haben mochte seine Nichte als Dogaresa an Falieri's Seite zu sehen, die holde Annunziata ganz heimlich zu. Als nun der alte Falieri das Engelskind erblickte, war er ganz bestürzt über das Wunder von Schönheit, und vermochte kaum, unverständliche Worte stammelnd, um sie zu werben. Annunziata, wohl von Bodoeri schon unterrichtet, sank, hohe Röthe auf den Wangen, nieder vor dem fürstlichen Greise. Sie ergriff seine Hand, die sie an die Lippen drückte, und lispelte leise: „O herr, woltst Ihr mich denn würdigen Euch zur Seite den fürstlichen Thron zu besteigen? — Nun so will ich Euch aus dem Grunde meiner Seele verehren und Eure treue Magd seyn bis zum letzten Athemzuge.“ Der alte Falieri war außer sich vor Wonne und Entzücken. Als Annunziata seine Hand ergriff, fühlte er es durch alle Glieder zucken, und dann begann er dermaßen mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe zu wackeln und zu zittern, daß er nur ganz geschwinde sich in den großen Lehstuhl setzen mußte. Es schien als solle Bodoeri's gute Meinung von dem kräftigen Alter der achtziger Jahre widerlegt werden. Der konnte freilich ein seltsames Lächeln, das um seine Lippen zuckte, nicht unterdrücken; die unschuldige, unbefangene Annunziata bemerkte nichts, und sonst war zum Glück niemand zugegen. — Mocht' es seyn, daß der alte Falieri, dacht' er daran sich dem Volke als Bräutigam eines neunzehnjährigen Mädchens zu zeigen, das Unbequeme dieser Lage fühlte, daß sogar eine Ahnung in ihm sich regte, daß man die zum Spott geneigten Venetianer dazu eben nicht aufreizen dürfe, und daß es besser sey, den kritischen Zeitpunkt des Bräutigamsstandes ganz zu verschweigen, genug mit Bodoeri's Uebereinstimmung wurde beschlossen, daß die Trauung in der größten Heimlichkeit vollzogen, und dann einige Tage darauf die Dogaresa als mit Falieri längst vermählt und als sey sie eben aus Treviso angekommen, wo sie sich während Falieri's Sendung nach Avignon aufgehalten, der Signorie und dem Volk vorgestellt werden sollte.

Richten wir unsern Blick auf jenen sauber gekleideten bildschönen Jüngling, der, den Beutel mit Bechinen in der Hand, den Riato auf und abgeht, mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen spricht, die verbüßerte Stirn wieder abwendet, weiter schreitet, stehen bleibt,

wieder umkehrt und endlich sich nach dem Marcusplatz gondeln läßt, wo er mit ungewissem zaudernden Schritt, die Arme übereinander geschlagen, den Blick zur Erde gesenkt, auf und abwandelt, und nicht bemerkt, nicht ahnt, daß manches Klüstern, manches Klüppern aus diesem, jenem Fenster, von diesem, jenem reich behängten Balkon herab, Liebeszeichen sind, die ihm gelten. Wer würde in diesem Jüngling so leicht den Antonio erkennen, der noch vor wenigen Tagen zertumult, arm und elend auf dem Marmorpflaster vor der Dogana lag!

„Söhnlein, mein goldenes Söhnlein Antonio, guten Tag! — guten Tag!“ So rief ihm das alte Bettelweib entgegen, die auf den Stufen der Marcuskirche saß und bei der er vorüberstreiten wollte ohne sie zu sehen. So wie er, sich rasch umwendend, die Alte erblickte, griff er in den Beutel und holte eine Hand voll Bechinen heraus, die er ihr zuwerfen wollte. „D laß doch Dein Gold stecken,“ kicherte und lachte die Alte, „was soll ich denn mit Deinem Golde anfangen; bin ich denn nicht reich genug? — Aber wenn Du mir Gutes thun willst, so laß mir eine neue Kapuze machen, denn die, die ich trage, will nicht mehr halten gegen Wind und Wetter? — Ja, das thue, mein Söhnlein, mein goldenes Söhnlein — aber bleib weg vom Fontego — vom Fontego.“ — Antonio starrte der Alten ins bleichgelbe Antlitz, in dem die tiefen Furchen auf seltsame grauliche Weise zuckten, und als sie nun die dünnen Knochenhände klappernd zusammen schlug, und mit heulender Stimme und widrigem Kichern immer fortplapperte: bleib weg vom Fontego! Da rief Antonio: „Kannst Du denn niemals Dein tolles wahnsinniges Treiben lassen, Du — Hexenweib!“ So wie Antonio dies Wort aussprach, kugelte die Alte, wie vom Blitz getroffen, die hohen Marmorstufen herab. Antonio sprang hinzu, faßte die Alte mit beiden Händen, und verhinderte den schweren Fall. „O, mein Söhnlein,“ sprach jetzt die Alte mit leiser kläglichster Stimme, „was für ein entsetzliches Wort sprichst Du aus! D tödte mich lieber, als daß Du dieses Wort noch einmal wiederholst. — Ach, Du weißt nicht, wie schwer Du mich verlegt hast, mich, die Dich ja so getreulich im Herzen trägt — ach Du weißt nicht.“ — Die Alte brach plötzlich ab, verhüllte ihr Haupt mit dem dunkelbraunen Tuchlappen, der ihr wie ein kurzes Mäntelchen um die Schultern hing, und seufzte und wimmerte wie in tausend Schmerzen. Antonio fühlte sich im Innersten auf seltsame Weise bewegt, er faßte die Alte, und trug sie hinauf bis in das Portal der Marcuskirche, wo er sie auf eine Marmorbank, die dort befindlich, hinsetzte. „Du hast mir Gutes gethan, Alte,“ sing er dann an, nachdem er des Weibes Haupt befreit hatte von dem häßlichen Tuchlappen, „Du hast mir Gutes gethan, Dir habe ich eigentlich meinen ganzen Wohlstand zu verdanken, denn standest Du mir nicht bei in der Todesnoth, so läge ich längst im Meeresgrunde, ich rettete nicht den alten Dogen, ich erhielt nicht die wackern Bechinen. Aber selbst, hättest Du das auch nicht gethan, so fühle ich, daß ich doch mit ganz besonderer Neigung Dir anhängen müßte mein Lebenlang, unerachtet Du mir wieder mit Deinem wahnsinnigen Treiben, wenn Du so widerlich kicherst und lachst, oft inneres Grauen genug erregst. In der That, Alte, als ich noch mit Lasttragen und Kludern mühsam mein Leben fristete, da war mir es ja immer, als müßte ich schärfer arbeiten, nur um Dir ein paar Quattrino's abgeben zu können.“ „D, mein Herzenssöhnlein, mein goldener Tonino,“ rief die Alte, indem sie die verschrumpten Arme hoch emporhob, so daß ihr Stab klappernd auf den Marmor niederfiel und weit fort rollte, „o mein Tonino! ich weiß es ja, daß Du mir, stellst Du Dich auch an, wie Du nur magst, mit ganzer Seele anhängen mußt, denn —

doch still — still — still.“ Die Alte blühte sich mühsam herab nach ihrem Stabe; Antonio hob ihn auf und reichte ihn ihr hin. Das spitze Kinn auf den Stab gestützt, den starren Blick auf den Boden gerichtet, sprach die Alte nun mit zurückgehaltener dumpfer Stimme: „Sage mir, mein Kind! magst Du Dich denn gar nicht der früheren Zeit erinnern, wie es ging, wie es war mit Dir, ehe Du hier, ein armer elender Mensch, kam Dein Leben fristen konntest?“ Antonio seufzte tief auf, er nahm Platz neben der Alten, und fing dann an: „Ach, Mutter, nur zu gut weiß ich, daß ich von Eltern geboren wurde, die in dem blühendsten Wohlstande lebten; aber, wer sie waren, wie ich von ihnen kam, nicht die leiseste Ahnung davon blieb, und konnte davon in meiner Seele bleiben. Ich erinnere mich sehr gut eines großen schönen Mannes, der mich oft auf den Arm nahm, mich abberzte und mir Zuckerwerk in den Mund steckte. Eben so gedenke ich einer freundlichen blühenden Frau, die mich aus- und anzog, mich jeden Abend in ein weiches Bettchen legte, und mir überhaupt Gutes that auf jede Weise. Beide sprachen mit mir in einer fremden volltönenden Sprache, und ich selbst sollte manches Wort in dieser Sprache ihnen nach. Als ich noch wachte, pflegten meine feindlichen Kameraden immer zu sagen, ich müsse meiner Haare, meiner Augen, meines ganzen Körperbaus halber, deutscher Abkunft sein. Das glaub' ich auch, jene Sprache meiner Pfleger (der Mann war gewiß mein Vater) war deutsch. Die lebhafteste Erinnerung jener Zeit ist das Schreckbild einer Nacht, in der ich durch ein entsetzliches Jammergeschrei aus tiefem Schlaf geweckt wurde. Man rannte im Hause umher, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, mir wurde unbescheulich bange, laut sing ich an zu weinen. Da stürzte die Frau, die mich pflegte, hinein, riß mich aus dem Bette, verstopfte mir den Mund, wickelte mich ein in Lächer und rannte mit mir von dannen. Bei diesem Augenblicke schweigt meine Erinnerung. Da finde mich wieder in einem prächtigen Hause, das in der anmuthigsten Gegend lag. Das Bild eines Mannes tritt hervor, den ich „Vater“ nannte, und der ein stattlicher Herr war, von edlem und dabei gutmüthigem Ansehen. Er, so wie alle im Hause, sprachen italienisch. Mehrere Wochen hatte ich den Vater nicht gesehen, da kamen eines Tages fremde Leute von häßlichem Ansehen, die machten vielen Lärm im Hause, und rüßelten Alles durch. Als sie mich erblickten, fragten sie, wer ich denn sey, und was ich hier im Hause mache? — „Ich bin ja Antonio, der Sohn vom Hause.“ Als ich das erwiderte, lachten sie mir ins Gesicht, rissen mir die guten Kleider vom Leibe und stießen mich zum Hause hinaus mit der Drohung, daß ich, wage ich es mich wieder zu zeigen, fortgeprügelt werden sollte. Laut jammernd lief ich von dannen. Kaum hundert Schritte vom Hause trat mir ein alter Mann entgegen, in dem ich einen Diener meines Pflegevaters erkannte. „Komm Antonio,“ rief er, indem er mich bei der Hand faßte, „komm Antonio, armer Junge! für uns beide ist das Haus dort auf immer verschlossen. Wir müssen nun beide zusehen, wo wir ein Stück Brod finden.“ Der Alte nahm mich mit sich her. Er war nicht so arm, als er seiner schlechten Kleidung nach zu seyn schien. Kaum angekommen, sah ich wie er die Bechinen aus dem zertrennten Wamme hervorkohle, und den ganzen Tag, sich auf dem Platte umhertreibend, bald den Unterhändler, bald den Gamboldmann selbst machte. Ich mußte immer hinter ihm her seyn, und er pflegte, hatte er den Handel gemacht, noch immer um eine Kleinigkeit für den figliolo zu bitten. Jeber, dem ich recht dreist in die Augen sahe, wußte noch gern einige Quattrino's heraus, die er mit großer Begablichkeit einsteckte, indem er, mir die Wangen hin-

cheind, versicherte, er sammle das Alles für mich zum neuen Wamms. Ich befand mich wohl bei dem Alten, den die Leute, ich weiß nicht warum, Väterchen Blaunas nannten. Doch das dauerte nicht lange. Du erinnerst Dich, Alte, jener Stürzzeit, als eines Tages die Erde zu bebden begann, als in den Grundvesten erschütterte Thürme und Paläste wankten, als wie von unsichtbaren Hiesnarren gezogen die Glocken läuteten. Es sind ja kaum sieben Jahre darüber vergangen. — Glücklicherweise rettete ich mich mit dem Alten aus dem Hause, das hinter uns zusammensürzte. Alles Geschäft ruhte, auf dem Riato lag Alles in tochter Betäubung. Aber mit diesem entsetzlichen Ereigniß kündigte sich nur das herannahende Ungeheuer an, das bald seinen giftigen Athem aushauchte über Stadt und Land. Man wußte, daß die Pest aus der Levante zuerst nach Sicilien gedungen, schon in Toskana wüthete. Noch war Venedig davon befreit. Da handelte eines Tages mein Väterchen Blaunas auf dem Riato mit einem Armenier. Sie wurden Handels einig und schüttelten sich wacker die Hände. Mein Väterchen hatte einige gute Waaren dem Armenier abgelaufen um geringen Preis, und forderte nun wie gewöhnlich die Kleinigkeit per il ligliolo. Der Armenier, ein großer starker Mann mit dickem krausem Bart (noch steht er vor mir), schaute mich an mit freundlichem Blick, dann küßte er mich und drückte mir ein Paar Zechinen in die Hand, die ich hastig einsteckte. Wir gondelten nach San Marco. Unterwegs forderte Väterchen mich die Zechinen ab, und ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, zu behaupten, daß ich sie mir selbst verwahren müsse, da der Armenier es so gewollt. Der Alte wurde verdrießlich; aber indem er mit mir zankte, bemerkte ich, daß sein Gesicht sich mit einer widerlichen erdgelben Farbe überzog, und daß er allerlei tolles unzusammenhängendes Zeug in seine Reden mischte. Auf dem Platz angekommen, taumelte er hin und her wie ein Betrunkener, bis er dicht vor dem herzoglichen Pallast todt niederstürzte. Mit lautem Jammergeschrei warf ich mich auf den Leichnam. Das Volk rannte zusammen, aber so wie der fürchterliche Ruf: die Pest — die Pest, erscholl, stäubte Alles voll Entsetzen auseinander. In dem Augenblick ergriß mich eine dumpfe Betäubung; mir schwanden die Sinne. Als ich erwachte, fand ich mich in einem geräumigen Zimmer auf einer geringen Matrage mit einem wollenen Tuche bedeckt. Um mich herum lagen auf ähnlichen Matragen wohl zwanzig bis dreißig elende bleiche Gestalten. So wie ich später erfuhr, hatten mich mitleidige Mönche, die gerade aus San Marco kamen, da sie Leben in mir verspürten, in eine Gondel bringen, und nach der Giudecca in das Kloster San Giorgio Maggiore, wo die Benediktiner ein Hospital angelegt hatten, schaffen lassen. — Wie vermag ich Dir denn, Alte, diesen Augenblick des Erwachens zu beschreiben! Die Wuth der Krankheit hatte mir alle Erinnerung des Vergangenen gänzlich geraubt. Gleich als wäre in die todtstarre Bildsäule plötzlich der Lebensfunke gefahren, gab es für mich nur augenblickliches Daseyn, das sich an nichts knüpfte. Du kannst es Dir denken, Alte! welchen Jammer, welche Trostlosigkeit dieß Leben, nur ein im leeren Raum ohne halt schwimmendes Bewußtseyn zu nennen, über mich bringen mußte! — Die Mönche konnten mir nur sagen, daß man mich bei Väterchen Blaunas gefunden, für dessen Sohn ich allgemein gehalten. Nach und nach sammelten sich zwar meine Gedanken, und ich besann mich auf mein früheres Leben, aber was ich Dir erzählte, Alte, das ist Alles, was ich davon weiß, und das sind doch nur einzelne Bilder ohne Zusammenhang. Ach! dieses trostlose Alleinsein in der Welt, das läßt mich zu keiner Frömmlichkeit kommen, so gut es mir nun auch gehen mag.“ — „Tonino, mein

lieber Tonino,“ sprach die Alte, „bezüge Dich mit dem, was Dir die helle Gegenwart schenkt.“ — „Schweig, Alte,“ unterbrach sie Antonio, „schweig, noch etwas ist es, was mir mein Leben verkümmert, mich rastlos verfolgt, was mich über kurz oder lang rettungslos verderben wird. Ein unaussprechliches Verlangen, eine mein Innerstes verzehrende Sehnsucht nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen, nicht zu denken vermag, hat, seitdem ich im Spital zum Leben erwachte, mein ganzes Wesen erfaßt. Wenn ich als ein Armer, Elender, ermüdet, zerschlagen von der mühseligen Arbeit Nachts auf dem harten Lager ruhte, dann kam der Traum, und goß mir in lindem Säuseln, die heiße Stirn sächelnd, alle Seligkeit irgend eines glücklichen Moments, indem mich die ewige Macht die Wonne des Himmels ahnen ließ, und dessen Bewußtseyn tief in meiner Seele ruht, in mein Inneres. Jetzt ruhe ich auf weichen Kissen, und keine harte Arbeit verzehrt meine Kraft; aber erwache ich aus dem Traum, oder kommt mir wachend das Bewußtseyn jenes Moments in den Sinn, so fühle ich, daß mein armes verlassenes Daseyn mir ja eben so wie damals eine drückende Bürde ist, die abzuwerfen ich trachten möchte. Alles Sinnen, alles Forschen ist vergebens, ich kann es nicht ergründen, was mir früher im Leben so Hochherrliches geschah, dessen dunkler, ach, mir unverständlicher Nachklang, mich mit solcher Seligkeit erfüllt; aber wird diese Seligkeit nicht zum brennendsten Schmerz, der mich zu Tode foltert, wenn ich erkennen muß, daß alle Hoffnung verloren ist, jenes unbekanntes Eden wieder zu finden, ja es nur zu suchen? Giebt es denn Spuren des spurlos Verschwundenen?“ Antonio hielt inne, indem er aus tiefer Brust schwer aufseufzte. Die Alte hatte sich während seiner Erzählung gebehret wie einer, der ganz hingerissen von dem Leid des Andern Alles selbst fühlt, und jede Bewegung, die diesem der Schmerz abnötigt, wie ein Spiegel zurückzieht. „Tonino,“ fing sie jetzt mit weinerlicher Stimme an, „mein lieber Tonino, darum willst Du verzagen, weil Dir im Leben etwas Hochherrliches begegnet ist, dessen Erinnerung Dir erloschen? — Thörichtes Kind! thörichtes Kind! — merk! auf — hi hi hi.“ — Die Alte begann nach ihrer gewöhnlichen Weise widerlich zu sichern und zu lachen, und auf dem Marmorboden herumzukriechen. — Leute kamen, die Alte kauerte nieder, man warf ihr Almosen zu. — „Antonio — Antonio, bring' mich fort — fort an's Meer!“ so kreischte sie auf. Antonio wußte nicht, wie ihm geschah, beinahe willkührlos faßte er die Alte und führte sie über den Marcusplatz langsam fort. Während sie gingen, murmelte die Alte leise und feierlich: „Antonio — siehst Du wohl die dunklen Blutsflecken hier auf dem Boden? — ja Blut — viel Blut, überall viel Blut! — aber hi — hi — hi! — aus dem Blut entsprossen Rosen, schöne rothe Rosen zum Kranze für Dich — für Dein Liebchen. — O Du Herr des Lebens, welcher hoide Engel des Lichts ist es denn — der dort so anmuthig, so sternklar lächelnd auf Dich zuschreitet? — Die lilienweißen Arme breiten sich aus um Dich zu umarmen. O Antonio, hochbeglücktes Kind — halte Dich wacker — halte Dich wacker! — Und Myrthen kannst Du pflücken im süßen Abendroth, Myrthen für die Braut, für die jungfräuliche Wittve — hi — hi — hi — Myrthen, im Abendroth gepflückt, aber sie blühen erst um Mitternacht — hörst Du wohl das Geflüster des Nachtwindes, das sehnfüchtig klagende Säusen des Meeres? — Rudere wacker zu, mein fühner Schiffer, rudere wacker zu.“ — Antonio fühlte sich von tiefem Grauen erfaßt bei den wunderlichen Reden der Alten, die sie mit ganz seltsamer fremder Stimme unter beländigem Nicken hermurmelte. Sie waren an

die Säule gekommen, die den adriatischen Löwen trägt. Die Alte wollte, immer weiter fortmurmelnd, vorüber-schreiten. Antonio, von der Alten Betragen gepeinigt, von den Vorübergehenden ob seiner Dame verwunderlich angegafft, blieb aber stehen und sprach mit barschem Ton: „Hier — auf diese Stufen setze Dich hin, Alte, und halt ein mit Deinen Reden, die mich toll machen könnten. Es ist wahr, Du hast meine Zehnen in den Flammengebilden der Wolken gesehen, aber eben des-halb — was schwägest Du von Engeln des Lichts — von Braut — jungfräulicher Wittwe — von Rosen und Myrthen? — willst Du mich behörden, entsetzliches Weib, daß irgend ein wahnsinniges Streben mich in den Abgrund schleudert? Eine neue Kapuze sollst Du haben, Brod, Zehnen, Alles, was Du willst, aber laß ab von mir.“ — Antonio wollte rasch fort, allein die Alte ergriff ihn beim Mantel, und rief mit schneidender Stimme: „Tonino — mein Tonino, sieh mich doch nur noch einmal recht an, sonst muß ich ja hin bis an den äußersten Rand des Plages dort, und mich trostlos hin-abstürzen in das Meer.“ — Antonio, um nicht noch mehr Blicke auf sich zu ziehen, als sich auf ihn zu rich-ten begannen, blieb wirklich stehen. „Tonino,“ fuhr die Alte fort, „setze Dich her zu mir, es brüet mir das Herz ab, ich muß Dir es sagen — o setze Dich her zu mir.“ Antonio ließ sich auf die Stufen so nieder, daß er der Alten den Rücken zuwandte, und zog sein Rechnungsbuch hervor, dessen weiße Blätter von dem Eifer zeug-ten, mit dem er seine Handelsgeschäfte auf dem Rialto betrieb. „Tonino,“ flüßelte nun die Alte ganz leise, „Tonino, wenn Du so in mein verschumpftes Antlitz schauft, dämmert denn gar keine leise Ahnung in Dei-nem Innern auf, daß Du mich wohl in früher, früher Zeit gekannt haben könntest?“ „Ich sagte Dir schon,“ erwiderte Antonio eben so leise und ohne sich umzu-wenden, „Alte, daß ich auf eine mir unerklärliche Weise mich zu Dir hingeneigt fühle; aber daran ist Dein häß-liches, verschumpftes Gesicht nicht Schuld. Schaue ich vielmehr Deine seltsamen schwarzen blizenden Augen, Deine spitze Nase, Deine blauen Lippen, Dein langes Kinn, Dein struppiges, eisgraues Haar an, höre ich Dein wirriges Rächern und Lachen, Deine verwor-renen Reden — ei so möchte ich mit Abscheu mich von Dir abwenden und gar glauben, irgend verruchte Mit-tel ständen Dir zu Gebote, mich an Dich zu locken.“ „O Herr des Himmels,“ heulte die Alte, von unsäg-lichem Schmerz erfaßt, „welcher böse höllische Geist gab Dir solche entsetzliche Gedanken ein! O Tonino, mein süßer Tonino, das Weib, das Dich als Kind so zärtlich hegte und pflegte, das dich in jener Schreckens-nacht rettete aus dringender Todesgefahr, das Weib war ich.“ Im plötzlichen Schreck der Ueberraschung drehte sich Antonio rasch um, aber wie er nun der Alten in das abscheuliche Gesicht starrte, rief er zornig: „So gedenkst Du mich zu behörden, altes, verruchtes, wahnsinniges Weib? — Die wenigen Bilder, die aus meiner Kindheit mir geblieben, sind lebendig und frisch. Jene holde freundliche Frau, die mich pflegte, o ich sehe sie lebhaft vor Augen! — Sie hatte ein volles frisch gefärbtes Gesicht, mild blickende Augen, schönes dun-keelbraunes Haupthaar, zierliche Hände — sie mochte kaum dreißig Jahre alt seyn — und Du? — ein neun-zigjähriges Mütterchen.“ — „O all ihr Heiligen,“ fiel die Alte ihm schluchzend in die Rede, „wie beginn' ich es denn, daß mein Tonino an mich, an seine treue Mar-garetha glaubt?“ — „Margaretha?“ — murmelte Antonio, „Margaretha? — Der Name fällt, wie vor langer Zeit gehörte, längst vergessene Musik mir in die Ohren. — Aber es ist nicht möglich — es ist nicht möglich!“ — „Wohl war,“ fuhr die Alte ruhiger fort,

indem sie gesenkten Blicks mit dem Stabe auf dem Boden hin- und herkrigelte, „wohl war der große schöne Mann, der Dich auf den Arm nahm, Dich abbergt und Dir Zuckerwerk in den Mund steckte, wohl war das dein Vater, Tonino! wohl war es das herrliche volltönende Deutsch, was wir mit einander sprachen. Dein Vater war ein angesehener reicher Kaufmann in Augsburg. Sein schönes junges Weib starb ihm, als sie Dich gebar. Da zog er, weil er sich selbst nicht dulden konnte an dem Ort, wo sein Liebste begraben lag, hierher nach Venedig, und nahm mich mit, mich, Deine Amme, Deine Pflegerin. In jener Nacht erlag Dein Vater einem grausenden Schicksal, das auch Dich bedrohte. Es gelang mir, Dich zu retten. Ein alter Venetianer nahm Dich auf. Aller Hülfsmittel beraubt mußte ich in Venedig bleiben. Von Kindheit auf machte mich mein Vater, ein Wundarzt, dem man nachsagte, er treibe nebenher verbotene Wissenschaften, bekannt mit den geheimen Heilkräften der Natur. Von ihm lernte ich, durch Wald und Fuz streifend, die Abzeichen man-ches heilbringenden Krauts, manches unscheinbaren Moooses, die Stunde, wenn es gepflückt, gelesen werden mußte, die verschiedene Mischung der Säfte kennen. Aber dieser Wissenschaft gefellte sich eine besondere Gabe bei, die der Himmel mir verlieh in unerforschlicher Wis-sicht. — Wie in einem fernem dunklen Spiegel erschaute ich oft künftige Ereignisse und beinahe ohne eignen Willen, in mir oft selbst unverständlichen Lebensarten das, was ich erschaut, auszusprechen, zwingt mich dann die unbekannt Nacht, der ich nicht zu widerstehen vermag. — Als ich nun einsam, von aller Welt verlassen, zurückbleiben mußte in Venedig, gedachte ich durch meine erprobte Kunst mein Leben zu fristen. Ich that die bedenklichsten Uebel in kurzer Zeit. Kam nun noch hinzu, daß meine Erscheinung auf die Kranken nicht thugend wirkte, daß oft das sanfte Bestreichen mit mei-ner Hand in wenigen Augenblicken die Crisis löste, so konnte es nicht fehlen, daß mein Ruf bald die Stadt durchdrang, und mir die Fülle des Geldes zufließ. Da erwachte der Reid der Kerzte, der Girolatani, die auf dem Marcusplatz, auf dem Rialto, auf der Dorsca ihre Villen, ihre Essenzen verkauften, und die Kranken ver-gifteten, statt sie zu heilen. Ich stehe mit dem liebsten Satan im Bündniß, das sprengten sie aus, und fahlen Glauben bei dem abergläubischen Volk. Bald wurde ich verhaftet und vor das geistliche Gericht gestellt. O mein Tonino, mit welchen gräßlichen Martern suchte man mir das Geständniß des abscheulichen Bündnisses zu erpressen. Ich blieb standhaft. Meine Haare verblühten, mein Körper schrumpfte ein zur Mumie, Füße und Hände erlahmten. — Die entsetzliche Folter, die für die reichste Erfindung des höllischen Geistes war noch über-die die entlockte mir ein Geständniß, vor dem ich noch jetzt zusammenschauere. Ich sollte verbrannt werden, als aber das Erbbeden die Grundmauern der Paläste, die großen Gefängnisse erschütterte, sprangen die Thüren des unterirdischen Kerkers, in dem ich gefangen saß, von selbst auf, ich wandte wie aus tiefem Grabe durch Sturm und Trümmer hervor. Ach Tonino, Du nanntest mich ein neunzigjähriges Mütterchen, da ich kaum über fünfzig Jahre alt. Dieser knochendürre Leib, dieses abscheu-lich verzogene Gesicht, dieses eifige Haar, diese erlahm-ten Füße — nein, nicht Jahre, nur unsägliche Martern konnten das kräftige Weib in wenigen Monden umwan-deln in ein Scheusal. — Und dieses widrige Rächern und Lachen — die letzte Folter, vor der sich noch meine Haare sträuben und mein ganzes Selbst entbrennt vor im glühenden Panzer eingeschlossen, hat mir das mit-gepreßt, und seit der Zeit überfällt mich es wie ein fester unbegwindbarer Krampf. Entsetze Dich nun nicht

mehr vor mir, mein Tonino! Ach, Dein Herz hat es Dir ja doch gesagt, daß Du, ein kleiner Knabe, an meinem Busen lagst!" „Weib," sprach Antonio dumpf und in sich gekehrt, „Weib, es ist mir so, als wenn ich Dir glauben müßte. Aber wer war mein Vater? wie biest er? welchem graufigen Schicksal mußte er erliegen in jener Schreckensnacht? — Wer war es, der mich aufnahm? und — was geschah in meinem Leben, das noch jetzt wie ein mächtiger Zauber aus fremder unbekannter Welt mein ganzes Selbst unwiderstehlich beherrscht, so daß alle meine Gedanken sich verlaufen wie in ein düstres nächtiges Meer? — Das Alles sollst Du mir sagen, Du räthselhafte Weib, dann werde ich Dir glauben!" — „Tonino," erwiderte die Alte seufzend, „Dir zum Heil muß ich schweigen, aber bald, bald wird es an der Zeit seyn. — Der Fontego, der Fontego — bleib weg vom Fontego!" — „D," rief Antonio erzürnt, „Deiner dunklen Worte bedarf es nicht mehr, mich mit verruchter Kunst zu verlocken, — mein Inneres ist zerrissen — Du mußt sprechen oder!" — „Halt ein, unterbrach ihn die Alte, keine Drohungen — bin ich nicht Deine treue Amme, Deine Pflegerin?" — Ohne abzuwarten, was die Alte weiter sprechen wollte, raffte sich Antonio auf und rannte schnell von dannen. Aus der Ferne rief er dem Weibe zu: „Die neue Kapuze sollst Du doch haben, und Zehnen obendrein so viel Du willst." —

Es war in der That ein wunderlich Schauspiel, den alten Dogen Marino Falieri zu sehen mit seiner blutjungen Gattin. Er, zwar stark und robust genug, aber mit greisem Bart, tausend Ringeln im braunrothen Gesicht, mit mühsam zurückgebogenem Nacken, pathetisch daher schreitend; Sie, die Anmuth selbst, fromme Engelsmilde im himmlisch schönen Antlitz, unwiderstehlichen Zauber im sehnfüchtigen Blick, Hoheit und Würde auf der offenen lilienweißen, von dunklen Vocken umschatteten Stirne, süßes Lächeln auf Wang' und Lippen, das Köpfchen geneigt in holder Demuth, den schlanken Leib leicht tragend — daher schwebend — ein herrliches Frauenbild, heimatisch in anderer höherer Welt. — Nun, ihr kennt wohl solche Engelsgestalten, wie sie die alten Maler zu erfassen und darzustellen wußten. — So war Annunziata. Konnt es denn fehlen, daß Jeder, der sie sah, in Erstaunen und Entzücken gerieth, daß jeder feurige Jüngling von der Signorie aufloberte in hellen Flammen und den Alten mit spöttischen Blicken messend, im Herzen schwur, der Mars dieses Vulkans zu werden, koste es was es wolle? Annunziata sah sich bald von Anbetern umringt, deren schmeicheleckerische, verführerische Reden sie still und freundlich aufnahm, ohne sich was Besonderes dabei zu denken. Ihr engelreines Gemüth hatte das Verhältniß zu dem alten fürstlichen Gemahl nicht anders begriffen, als daß sie ihn wie ihren hohen Herrn verehren, und ihm anhängen müsse mit der unbedingten Treue einer unterwürfigen Waad! Er war freundlich, ja zärtlich gegen sie, er drückte sie an seine eiskalte Brust, er nannte sie sein Liebchen, er beschenkte sie mit allen Kostbarkeiten, die es nur gab; was hatte sie sonst noch für Wünsche, für Rechte an ihn? Auf diese Weise konnte der Gedanke, daß es möglich sey, dem Alten untreu zu werden, sich in keiner Art in ihr gestalten. Alles was außer dem engen Kreise jenes beschränkten Verhältnisses lag, war ein fremdes Gebiet, dessen verbotene Gränze im dunklen Nebel lag — ungeschen — ungeahnet von dem frommen Kinde. So kam es, daß alle Bewerbungen fruchtlos blieben. Keiner von Allen war aber so heftig in wildem Liebesfeuer entbrannt für die schöne Dogaresa, als Michael Steno. Seiner Jugend unerachtet, bekleidete er die wichtige einflussreiche Stelle eines Rath's der Bierzig.

Darauf, so wie auf seine äußere Schönheit bauend, war er seines Sieges gewiß. Er fürchtete den alten Marino Falieri nicht, und in der That, dieser schien, so wie er verheiratet, ganz abzulassen von seinem jähen aufbrausenden Zorn, von seiner rohen unbezähmbaren Wildheit. An der Seite der schönen Annunziata saß er in den reichsten buntesten Kleidern aufgeschmiegelt und gepußt, das schmunzelnd und lächelnd und mit süßem Blick aus den grauen Augen, denen manchmal ein Thränen entrieftete, die Andern herausfordernd, ob sich solcher Gemahlin einer rühmen könne. Statt des herrischen rauhen Tons, in dem er sonst zu sprechen pflegte, läpeltete er, die Lippen kaum bewegend, nannte Jeden seinen Allertiebsten, und bewilligte die widersinnigsten Gesuche. Wer hätte in diesem weichlichen vertiebteten Alten den Falieri erkennen sollen, der in Treviso in toller Hitze am Frohleichnamsfeste dem Bischoff ins Gesicht schlug, der den tapfern Morbassan besiegte. Diese zunehmende Schwäche feuerte den Michael Steno an zu den rasendsten Unternehmungen. Annunziata verstand nicht, was Michael, sie unaufhörlich mit Blicken und Worten verfolgend, von ihr eigentlich wollte; sie blieb in steter milder Ruhe und Freundlichkeit und das eben, das Trostlose was in diesem unbefangenen stets gleichen Wesen lag, brachte ihn zur Verzweiflung. Er sann auf verruchte Mittel. Es gelang ihm einen Liebeshandel mit Annunziata's vertrautestem Kammernädchen, anzuspinnen die ihm endlich nächtliche Besuche verstatete. So glaubte er den Weg gebahnt zu Annunziata's unentweihem Gemach, aber die ewige Macht des Himmels wollte, daß solche trügerische Tücte zurückfallen mußte auf das Haupt des böshafsten Urhebers. — Es begab sich, daß eines Nachts der Doge der eben die böse Nachricht von der Schlacht, die Nicolo Pisani bei Portelongo gegen den Doria verloren, erhalten, schlaflos in tiefer Kummerniß und Sorge die Gänge des herzoglichen Palastes durchstrich. Da gewahrte er einen Schatten, der wie aus Annunziata's Gemächern schlüpfend nach den Treppen schlich. Schnell eilte er darauf los, es war Michael Steno, der von seinem Liebchen kam. Ein entsetzlicher Gedanke durchfuhr den Falieri; mit dem Schrei: Annunziata! rannte er ein auf den Steno mit gezogenem Stilet. Aber Steno, kräftiger und gewandter als der Alte, unterlief ihn, warf ihn mit einem tüchtigen Faustschlage zu Boden und stürzte laut auflachend: Annunziata, Annunziata! die Treppe herab. Der Alte raffte sich auf, und schlich, brennende Qualen der Hölle im Herzen, nach Annunziata's Gemächern. Alles ruhig — still wie im Grabe. Er klopfte an, ein fremdes Kammernädchen, nicht die, welche, sonst gewohnt neben Annunziata's Gemach zu schlafen, öffnete ihm die Thüre. „Was befehlt mein fürstlicher Gemahl um diese späte ungewohnte Zeit?" — so sprach Annunziata, die unterdessen ein leichtes Nachtgewand umgeworfen und herausgetreten, mit ruhigem engelsmilthem Ton. Der Alte starrte sie an, dann hob er beide Hände hoch in die Höhe und rief: „Nein es ist nicht möglich, es ist nicht möglich!" „Was ist nicht möglich, mein fürstlicher Herr?" fragte die über den feierlichen dumpfen Ton des Alten ganz bestürzte Annunziata. Aber Falieri, ohne zu antworten, wandte sich an das Kammernädchen: „Warum schläfst Du, warum schläft Luigia nicht hier wie gewöhnlich?" „Ach," erwiderte die Kleine, „Luigia wollte durchaus mit mir tauschen diese Nacht, die schläft im Vordergemach dicht neben der Treppe." „Dicht neben der Treppe?" rief Falieri voller Freude und eilte mit raschen Schritten nach dem Vordergemach. Luigia öffnete auf starkes Klopfen, und als sie nun das zornrothe Antlitz, die funkenstrahlenden Augen des fürstlichen Herrn erblickte, fiel sie nieder auf die nackten Knie und bekannte ihre Schmach, über die

auch ein paar zierliche Männerhandschuhe, die auf dem Polsterstuhle lagen, und deren Ambrageruch den stuhlerhaften Eigenthümer verräth, gar keinen Zweifel ließen. Ganz ergrimmt über Stenos unerhörte Frechheit schrieb der Doge ihm andern Morgens: Bei Strafe der Verbannung aus der Stadt habe er den herzoglichen Palast, jede Nähe des Dogen und der Dogaresa zu vermeiden. Michael Steno war toll vor Wuth über das Mißlingen des wohlangelegten Plans, über die Schmach der Verbannung aus der Nähe seines Vgotts. Als er nun aus der Ferne sehen mußte, wie die Dogaresa mild und freundlich, ihr Wesen war nun einmal so, — mit andern Jünglingen von der Signorie sprach, so gab ihm der Reiz, die Wuth der Leidenschaft den bösen Gedanken ein, daß die Dogaresa wohl nur deshalb ihn verschmäht haben möge, weil Andere ihm mit besserem Glück zuvorgekommen, und er unterstand sich davon laut und öffentlich zu sprechen. Sey es nun, daß der alte Faleri Kunde erhielt von solchen unverschämten Reden, oder daß das Bild jener Nacht ihm erschien wie ein warnender Wink des Schicksals, oder daß ihm selbst bei aller Ruhe und Behaglichkeit, bei vollem Vertrauen auf die Frömmigkeit seines Weibes doch die Gefahr des unnatürlichen Mißverhältnisses mit der Gattin, hell vor Augen kam, kurz, er wurde grämlich und mürrisch, alle tausend Eiferjuchtsstufen zwickten ihn wund, er sperrte Annunziata ein in die innern Gemächer des herzoglichen Palastes und kein Mensch bekam sie mehr zu sehen. Bodoeri nahm sich seiner Grobthat an und schalt den alten Faleri wacker aus, der aber von der Aenderung seines Betragens gar nichts wissen wollte. Dieß geschah Alles kurz vor dem Giovedì grasso. Es ist Sitte, daß bei den Volksfesten, die an diesem Tage auf dem Marcusplatz statt finden, die Dogaresa unter dem Thronhimmel, der auf einer dem kleinen Platz gegenüber stehenden Gallerie angebracht ist, neben dem Dogen Platz nimmt. Bodoeri erinnerte ihn daran und meinte, daß es sehr abgeschmackt seyn und er ganz gewiß von Volk und Signorie ob seiner verkehrten Eifersucht weidlich ausgelacht werden würde, wenn er aller Sitte und Gewohnheit entgegen, Annunziata von dieser Ehre ausschloße. „Glaubst Du,“ erwiderte der alte Faleri, dessen Ehrgeiz auf einmal angeregt wurde, „glaubst Du, daß ich ein alter blödsinniger Thor, mich denn seltene mein kostbares Kleinod zu zeigen aus Furcht vor diebischen Händen, denen ich nicht den Raub wehren könnte mit meinem guten Schmerle? — Mein Alter, Du irrst, morgen den Tages wandle ich mit Annunziata in feierlich glänzendem Zuge über den Marcusplatz, damit das Volk seine Dogaresa sehe, und am Giovedì grasso empfängt sie den Blumenstrauß von dem kühnen Segler, der sich aus den Lüften zu ihr herabschwingt.“ Der Doge dachte, indem er diese Worte sprach, an eine uralte Gewohnheit. Am Giovedì grasso fährt nämlich irgend ein kühner Mensch aus dem Volke an Seilen, die aus dem Meere steigen und an der Spitze des Marcusthurms befestigt sind, in einer Maschine, die einem kleinen Schiffe gleich, herauf, und schießt dann von der Spitze des Thurms pfeilschnell herab bis zu dem Platz, wo Doge und Dogaresa sitzen, der er den Blumenstrauß, den sonst der Doge, ist er allein, erhält, überreicht. — Andern Tages that der Doge, wie er verheißt. Annunziata mußte die prächtigsten Kleider anlegen, und von der Signorie umringt, von Edelknaben und Trabanten begleitet, wandelte Faleri über den vom Volk überströmten Marcusplatz. Man stieß und drängte sich halb todt, um die schöne Dogaresa zu sehen, und wenn es gelang sie zu erblicken, der glaubte, er habe ins Paradies geschaut und das schönste Engelsbild sey ihm strahlend und herrlich aufgegangen. — Wie die Venezianer nun sind, mitten unter den tollsten Ausbrüchen

wahnsinniger Verzückung, hörte man hie und da allerlei spöttische Redensarten und Reime, die derb genug auf den alten Faleri mit der jungen Frau losfuhren. Faleri schien aber davon nichts zu bemerken, sondern schritt, von aller Eifersucht dasmal verlassen, obgleich er überall Blicke des brennendsten Verlangens auf die schöne Gattin gerichtet sah, schmunzelnd und lächelnd mit dem ganzen Gesicht, so pathetisch als möglich an Annunziata's Seite daher. Vor dem Hauptportal des Palastes hatten die Trabanten das Volk mit Mühe auseinander getrieben, so daß, als der Doge mit seiner Gemahlin hineinschritt, nur hin und wieder einzelne kleine Haufen besser geleiteter Bürger standen, denen man selbst den Eintritt in den innern Hof des Palastes nicht wohl verwehren konnte. Da geschah es, daß in dem Augenblicke, als die Dogaresa in den Hof trat, ein junger Mensch, der nebst wenigen andern Leuten am Säulengange stand, mit dem lauten Schrei: O du Gott des Himmels! entseuf auf das harte Marmorplafond niederschlug. Alles lief herbei und umringte den Todten, so daß die Dogaresa ihn nicht erblicken konnte, aber so wie der Jüngling niederkürzte, durchfuhr plötzlich ein glühender Dolchlicht ihre Brust, sie erbleichte, sie wankte, nur die Riechfläschchen der herbeieilenden Frauen retteten sie von tiefer Ohnmacht. Der alte Faleri, voller Schreck und Bestürzung über den Unfall, wünschte den jungen Menschen mit sammt seinem Schlagfluß zu allen Teufeln, und trug, so sauer es ihm auch wurde, sein Annunziata, die das Köpfchen mit geschlossenen Augen über die Brust hing wie eine kranke Taube, die Treppe hinauf in die innern Gemächer. —

Unterdessen hatte sich dem Volke, das immer mehr im innern Hofe des Palastes zusammengelaufen, ein wunderlich seltsames Schauspiel eröffnet. Man wollte den jungen Menschen, den man unbedingt für todt hielt, aufheben und forttragen, da hinkte mit lautem Jammergeschrei ein altes, häßliches, zerlumptes Bettelweib heran, machte sich, die spizen Ellenbogen in Seiten und Rücken bohrend, in die dicken Haufen Platz und rief, als sie endlich bei dem entseelten Jünglinge stand: „Kopf ihn liegen — Narren! — tolles Volk! — er ist ja nicht todt.“ Man kauerte sie nieder, nahm den Kopf des Jünglings auf den Schooß und nannte, seine Stirn sanft streichend und reibend, ihn bei den süßesten Namen. Betrachtete man nun das abscheuliche Fragegeschicht der Alten, wie es herabging über des Jünglings blühendem Antlitze, dessen milde Züge im bleichen Tode erstarrt lagen, während auf dem Gesicht der Alten ein widriges Muskelspiel herumhüpfte, — betrachtete man, wie die schmutzigen Lumpen hin und her flatterten über die reichen Kleider, die der Jüngling trug — wie die dünnen braungelben Arme — die Knochenhände auf der Stirn, auf der offenen Brust des Jünglings zitterten — in der That, man mochte sich innern Grauens nicht erwehren. War es denn nicht anzusehen als sey es des Todes greisende Gestalt selbst, in deren Armen der Jüngling lag! So kam es denn auch, daß die umstehenden Leute, einer nach dem andern still fortschliefen und nur wenige übrig blieben, die den Jüngling, als er mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug, faßten, und auf der Alten Geheiß nach dem großen Kanal trugen, wo eine Gondel Beide, die Alte und den Jüngling aufnahm und fort schaffte bis nach dem Hause, das die Alte als die Wohnung des Jünglings bezeichnet hatte. Bedarf es denn noch gesagt zu werden, daß der Jüngling Antonio, die Alte aber das Bettelweib von der Franziskanerkloster war, das durchaus seine Amme seyn wollte?

Als Antonio ganz aus seiner Betäubung erwacht war und die Alte an seinem Lager erblickte, die ihm schon einige stärkende Tropfen eingesflößt hatte, so sprach

er, laue den düstern schwermüthigen Blick starr auf sie gerichtet, mit dumpfem, mühsam gehaltenen Ton: „Du bist bei mir, Margaretha! — das ist gut! wo hätt' ich denn sonst eine treuere Pflegerin als Dich! — Ach, verzeh mir nur, Mutter, daß ich, blödsinniger, ohnmächtiger Knabe! nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, was Du mir entdecktest. Ja Du bist die Margaretha, die mich nährte, die mich hegte und pflegte, ich wußte es ja schon immer, aber der böse Geist verwirrte mir die Gedanken. — Ich habe sie gesehen — sie ist es — sie ist es. — Habe ich Dir nicht gesagt, daß irgend ein dunkler Zauber in mir ruhe, der mein Selbst unwiderstehlich beherrsche? Aus der Dunkelheit blüßstrahlend ist er hervorgetreten, um mich in namenlosen Entzücken zu verderben! — Ich weiß jetzt Alles — Alles! War nicht Vertuccio Nenolo mein Pflegevater der mich erzog auf einem Landhause bei Treviso? — „Ach ja,“ erwiderte die Alte, „wohl war es Vertuccio Nenolo, der große Seebold, den das Meer verschlang, als er mit dem Vorberfranz sein Haupt zu schmücken gedachte.“ — „Unterterbich mich nicht,“ sprach Antonio weiter, „höre mich geduldig an. — Es ging mir gut bei dem Vertuccio Nenolo. Ich trug hübsche Kleider — immer war der Tisch gedeckt, wenn mich hungerte, ich durste, hatte ich meine drei Gebete ordentlich hergesagt, herumschwärmen nach Gefallen in Wald und Flur. Dicht beim Landhause befand sich ein dunkles kühles Pinienwäldchen voll Duft und Gesang. Da streckte ich müde vom Springen und Laufen an einem Abend, als schon die Sonne zu sinken begann, mich hin unter einem großen Baum und starzte hinauf in den blauen Himmel. Mag es seyn, daß der wüthige Geruch der blühenden Kräuter, in denen ich lag, mich betäubte, genug meine Augen schlossen sich unwillkürlich und ich versank in träumerisches Hinbrüten, aus dem mich ein Knuschen, gleich als fielen ein Schlag dicht neben mir in das Gras, erweckte. Ich fuhr auf in die Höhe; ein Engelskind mit himmlischem Antlitz stand neben mir, schaute in hoher Anmuth lächelnd auf mich herab und sprach mit süßer Stimme: „Si mein lieber Knabe, wie schließt du so schön, so rubig, und doch war dir der Tod so nahe, der böse Tod!“ Dicht neben meiner Brust erblickte ich eine kleine schwarze Schlange mit gebohrtem Haupt, das Kind hatte das giftige Thier mit dem Zweige eines Kufbaums erschlagen, in dem Augenblick, als es zu meinem Verderben sich heranwageln wollte. Da erblickte ich in süßem Schauer — ich wußte ja, daß oftmals Engel herabsteigen aus dem hohen Himmel um sichtbarlich den Menschen zu retten vor dem bedrohlichen Angriff irgend eines bösen Feindes — ich sank nieder auf die Knie, ich erhob die gefalteten Hände. „Ach du bist ja ein Engel des Lichts, den der Herr sandte mich zu retten vom Tode.“ So rief ich; das holde Wesen streckte aber beide Arme nach mir aus und lächelte, indem höheres Noth auf seinen Wangen leuchtete: „Ach du lieber Knabe, ich bin ja kein Engel, ein Mädchen, ein Kind wie du!“ Da vergingen die Schauer in namenlosen Entzücken, das mich mit sanfter Gluth durchströmte — ich stand auf — wir schlossen uns in die Arme — wir drückten Lipp' auf Lippe — sprachlos — weinend — schluchzend vor süßem unnehbarem Weh! Nun rief eine silberhelle Stimme durch den Wald: Annunziata — Annunziata — „Ich muß nun fort, du herzliebster Knabe, die Mutter ruft,“ so lächelte das Mädchen, ein unsäglicher Schmerz durchfuhr meine Brust. — „Ach ich liebe dich so sehr,“ schluchzte ich, heiße Thränen, die das Mädchen vergoß fielen brennend auf meine Wangen. „Ich bin dir so herzensgut, du lieber Knabe,“ rief das Mädchen, indem sie den letzten Kuß mir auf meine Lippen drückte. — „Annunziata!“ rief es aufs neue, und das Mädchen verschwand im Gebüsch!

— Sieh, Margaretha, das war der Augenblick, in dem der mächtige Liebesfunke in meine Seele fiel, der ewig stets neue Flammen entzündend in mir fortglühen wird! — Wenige Tage nachher wurde ich hinausgestoßen aus dem Hause. Vater Blaunas sagte mir, als ich es nicht lassen konnte, von dem Engelskinde zu reden, das mir erschienen und dessen süße Stimme ich zu vernehmen glaubte in dem Knuschen der Bäume, in dem Gesäpel der Quellen, in dem ahnungsvollen Säusen des Meeres — ja da sagte mir Vater Blaunas, das Mädchen könne niemand anders gewesen seyn, als Nenolo's Tochter Annunziata, die mit ihrer Mutter Franzeska nach dem Landhause gekommen, andern Tages aber wieder abgereiset sey. — O Mutter — Margaretha. — Hilf Himmel! — Diese Annunziata — es ist die Dogaresa! — Damit hüllte sich vor unsäglichem Schmerz weinend und schluchzend Antonio in die Kissen ein. „Mein lieber Tonino!“ sprach die Alte, „erarme Dich, widerstehe doch nur tapfer dem thörichtigen Schmerz. Si wer mag denn gleich verzweifeln in Liebesnoth, ei wem anders blüht denn das goldene Blümchen Hoffnung als dem Verliebten! Am Abend weiß man nicht, was der Morgen bringt, was man im Traum geschaut, kommt lebendig daher gegangen. Das Schloß, das in den Wolken schwamm, steht mit einemmal blank und herrlich auf der Erde. — Sieh Tonino, Du giebst nichts auf meine Neben, aber mein kleiner Finger sagt es mir und wohl noch jemand anders, daß auf dem Meer Dir die leuchtende Liebesflagge mit frohem Schwingen entgegen weht — Geduld mein Sohnlein Tonino — Geduld!“ — So versuchte es die Alte den armen Antonio zu trösten, denn in der That, ihre Worte klangen wie liebliche Musik. Er ließ sie gar nicht mehr von sich. Das Bettelweib auf der Franziskanertreppe war verschwunden und statt ihrer sah man die Haushälterin des Herrn Antonio in anständigen Matronenkleidern auf San Marco herumhinken und die Bedürfnisse der Tafel einkaufen.

Der Giovedi grasso war gekommen. Glänzendere Feste als jemals sollten ihn feiern. Mitten auf dem kleinen Platz von San Marco wurde ein hohes Gerüst errichtet für ein besonderes, nie gesehenes Kunstfeuer, das ein Grieche, der sich auf solch Geheimniß verstand, abbrennen wollte. Am Abend bestieg der alte Faliere mit seiner schönen Gemahlin, sich spiegelnd in dem Glanze seiner Herrlichkeit, seines Glücks, und mit verklärten Blicken Alles um sich her auffordernd zum Staunen, zur Bewunderung, die Gallerie. Im Begriff, sich auf dem Thron niederzulassen, wurde er aber den Michaelo Steno gewahr, der auf derselben Gallerie und zwar so Platz genommen hatte, daß er die Dogaresa beständig im Auge behielt, und von ihr nothwendig bemerkt werden mußte. Ganz entbraunt von wüthem Zorn, von toller Eifersucht schrie Faliere mit starker, gebieterischer Stimme, man sollte augenblicklich den Steno von der Gallerie entfernen. Michaelo Steno erhob den Arm gegen den Faliere, in dem Augenblick traten die Trabanten hinzu, und nöthigten ihn, der vor Wuth mit den Zähnen knirschte, und in den abscheulichsten Verwünschungen Rache drohte, die Gallerie zu verlassen.

Unterdessen hatte sich Antonio, den der Anblick seiner geliebten Annunziata ganz außer sich selbst gebracht, durch das Volk fortgedrängt, und schritt, tausend Waaalen im zerrissenen Herzen, einsam in dunkler Nacht am Gestade des Meeres hin und her. Er gedachte, ob es nicht besser sey, in den eiskalten Wellen die brennende Gluth zu löschen, als langsam todt gefoltert zu werden von trostlosem Schmerz. Viel hätte nicht gefehlt, er wäre hineingesprungen in das Meer, schon stand er auf der letzten Stufe, die hinabführt, als eine Stimme aus einer kleinen Barke hinausrief: „Si, schönen guten

Abend, Herr Antonio! Im Widerschein der Erleuchtung des Plages erkannte Antonio den lustigen Pietro, einen seiner vormaligen Kameraden, welcher in der Barke stand, Federn, Raufgold auf der blanken Mütze, die neue gestreifte Jacke bunt behändert, einen großen schönen Strauß duftiger Blumen in der Hand. „Guten Abend, Pietro,“ rief Antonio zurück, „welch hohe Herrschaft willst Du denn heute noch fahren, daß Du Dich so schön gepust hast?“ „Ei,“ erwiderte Pietro, indem er hoch aufsprang, daß die Barke schwankte, „ei Herr Antonio, heut verdiene ich meine drei Zechinen; ich mache ja die Fahrt hinauf nach dem Marcusthurm, und dann hinab, und überreiche diesen Strauß der schönen Dogaresa.“ „Ist denn,“ fragte Antonio, „das nicht ein halbschweres Wagesstück, Kamerad Pietro?“ „Nun,“ erwiderte dieser, „den Hals kann man wohl ein wenig brechen, und dann zumal heute, gehts mitten durch durch das Kunstfeuer. Der Grieche sagt zwar, es sey Alles so eingerichtet, daß kein Paar einem angehen solle vom Feuer, aber“ — Pietro schüttelte sich. Antonio war zu ihm hinabgestiegen in die Barke, und wurde nun erst gewahr, daß Pietro dicht vor der Mastschiene an dem Seil stand, das aus dem Meere stieg. Andere Seile, mittelst deren die Maschine angezogen wurde, verloren sich in die Nacht. „Höre Pietro,“ fing Antonio nach einigem Stillschweigen an, „höre Kamerad Pietro, wenn Du heute zehn Zechinen verdienen könntest, ohne Dein Leben in Gefahr zu setzen, würde Dir das nicht lieber seyn?“ „Ei freilich,“ lachte Pietro aus vollem Halse. „Nun,“ fuhr Antonio fort, „so nimm diese zehn Zechinen, wechsle mit mir die Kleider und überlasse mir Deine Stelle. Statt Deiner will ich hinauffahren. Thue es, mein guter Kamerad Pietro!“ Pietro schüttelte bedächtig den Kopf, und sprach, das Gold in der Hand wiegend: „Ihr seyd sehr gütig, Herr Antonio, mich armen Teufel noch immer Euren Kameraden zu nennen — und freigebig dazu! — Um's Geld ist's mir freilich zu thun, aber der schönen Dogaresa den Strauß selbst in die Hand zu geben, ihr süßes Stimmchen zu hören — ei, das ist's doch eigentlich, warum man sein Leben auf's Spiel setzt — Nun — weil Ihr's seyd, Herr Antonio, mag's darum seyn.“ Beide warfen schnell die Kleider ab; kaum war Antonio mit dem Ankleiden fertig, als Pietro rief: „Schnell hinein in die Maschine, das Zeichen ist schon gegeben.“ In dem Augenblicke leuchtete das Meer auf im flammenden Widerschein von tausend lodernden Mützen, und die Luft, das Gesehe erdröhte von brausenden wirbelnden Donnern. Mitten durch die knisternden zischenden Flammen des Kunstfeuers fuhr mit des Sturmwindes Schnelle Antonio auf in die Lüfte — unverseht sank er nieder zur Gallerie, und schwebte vor der Dogaresa. — Sie war aufgestanden und vorgetreten, er richtete ihren Athem an seinen Wangen spielen — er reichte ihr den Strauß; aber in der unsäglichsten Himmelswonne des Augenblicks faßte ihn wie mit glühenden Armen der brennende Schmerz hoffnungsloser Liebe. — Sinnlos, rasend vor Verlangen, Entzücken, Quaal, ergriff er die Hand der Dogaresa, drückte glühende Küsse darauf, und rief mit dem schneidenden Ton des trostlosen Jammers: „Annunziata!“ — Da riß ihn die Maschine, wie das blinde Organ des Schicksals selbst, fort von der Geliebten hinab ins Meer, wo er ganz betäubt, ganz erschöpft in Pietros Arme sank, der seiner in der Barke wartete.

Unterdesen war auf der Gallerie des Doge Alles in Aufruhr und Verwirrung gerathen. An den Sitz des Doge hatte man ein kleines Zettelchen angeheftet gesunden, auf welchem in gemeiner venetianischer Mundart die Worte standen:

Il Dose Falier della bella muier.
I altri la gode é lui la mantien.

Zwar ist der Doge Falier
Der schönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat sie nie,
Und Andere, die gewinnen sie.

Der alte Falieri fuhr auf in glühendem Zorn, und schwur, daß den, der den boshaften Frevel begangen, die härteste Strafe treffen solle. Indem er seine Blicke umherwarf, fiel ihm auf dem Plage unter der Gallerie Michael Steno ins Auge, der in vollem Kerzenschimmer da stand, und sogleich befahl er den Trabanten, ihn fest zu nehmen, als den Urheber jenes Frevels. Alles starrte auf über den Befehl des Doge, der, indem er sich gegen seinem überwallenden Zorn überließ, beide, Signore und Volk beleidigte, die Rechte der ersteren kränkte, dem letztern die Freude des Festes verderbend. Die Signorie verließ ihre Plätze und nur den alten Marino Bodoeri sahe man, wie er sich unter das Volk mischte, voller Eifer von der schweren Beleidigung sprach, die dem Haupte des Staats widerfahren, und allen Haß auf den Michael Steno zu leiten suchte. Falieri hatte sich nicht geirrt; denn in der That war Michael Steno, als er fortgewiesen wurde von der Gallerie des Herrschers, nach Hause gelaufen, hatte jene hämischen Worte gesprochen, in dem Augenblicke als aller Augen auf das Kunstfeuer gerichtet waren, das Zettelchen an den Stuhl des Doge angeheftet, und dann sich unbemerkt wieder entfernt. Nicht tückisch gedachte er den empfindlichen Strauß zu führen, der beide, Doge und Dogaresa, recht tief recht ans Leben dringend verwunden sollte. Michael Steno gestand ganz freimüthig die That, und schob alle Schuld auf den Doge, der ihn zuerst empfindlich gekränkt habe. Die Signorie war längst unzufrieden mit einem Haupt, das, statt die gerechten Erwartungen des Staats zu erfüllen, täglich bewies, wie der kriegerische zornige Muth in dem erkalteten Herzen des abgetriebenen Greises nur dem Kunstfeuer gleicht, das aus der That ganz gewaltig emporknistert, aber sogleich in schwarzen todtten Flocken wirkungslos dahin schwindet. Diezu kam, daß das Bündniß mit der jungen schönen Frau (langst wußte man, daß er es vor kurzer Zeit als Doge geschlossen), seine Eifersucht, den alten Falieri nicht mehr als Kriegsheil, sondern als vecchio Pantalone erscheinen ließ, und so mußte es geschehen, daß die Signorie gährendes Gift im Innern nährend, mehr geneigt war dem Michael Steno Recht zu geben, als dem bitter getränkten Oberhaupt. Von dem Rathe der Sehen wurde die Sache verwiesen an die Quarantie, von der Michael Steno sonst einer der Häupter war. Michael Steno habe schon genug gelitten, und eine monatliche Verbannung sey genugsame Rüge des Vergehens, so fiel der Rechtspruch aus, der den alten Falieri aufs Neue noch stärker erbitterte gegen eine Signorie, die statt des Haupt zu schüßen, ihm widerfahrene Kränkungen nur als Vergeben der leichtesten Art zu bestrafen sich unterstand.

Wie es denn zu gehen pflegt, daß der Liebende, der ein einziger Strahl des Liebesglücks getroffen, Tage, Wochen, Monate lang von goldenem Schimmer umhüllt, Träume des Himmels träumt, so konnte sich Antonio auch gar nicht erholen von der Betäubung des unnerreichsten Augenblicks, kaum aufatmen vor süßem Weh. — Die Alte hatte ihn tüchtig ausgescholten wegen des Wagesstücks, und murmelte und brummte unerbötlich von ganz unmöglichem Beginnen. Eines Tages kam sie aber so seltsam am Stabe hineingetänzelt und gehüpft, wie sie es in ihrer Art hatte, wenn sie von fremdem Zauber berührt schien. Sie sicherte und lachte

ohne auf Antonios Neben und Fragen zu achten, schürzte sie im Kamin ein kleines Feuer an, setzte ein Pfännchen darauf, kochte aus allerlei bunten Gläsern Ingredienzien hineinwerfend, eine Salbe, that sie in eine kleine Büchse, und hinkte damit laut kichernd und lachend von dannen. Erst am späten Abend kam sie zurück, setzte sich keuschend und hüftelnd in den Lehnstuhl, und sang, wie von großer Ertrichpflanzung zu sich selbst gekommen, endlich an: „Tonino, mein Söhnlein, Tonino, von wem komme ich her? — sieh zu, ob Du rathen kannst? — von wem komme ich her, von wem komme ich her?“ — Antonio starrte sie an, von seltsamer Ahnung ergriffen. „Nun,“ sicherte die Alte, „von ihr selbst komme ich her, von dem lieben Täubchen, von der holden Annunziata!“ — „Mache mich nicht wahnsinnig, Alte,“ schrie Antonio. „Ei was,“ fuhr die Alte fort, „ich denke immer an Dich, mein Tonino! — Heute Morgen, als ich unter den Säulengängen des Palastes feilschte um schönes Woll, murmelte das Volk von dem Unglück, das die schöne Dogaresa betroffen. Ich frage und frage, da spricht ein großer ungeschlachter, rother Kerl, der gähnend an eine Stule gelohnt Simonien laut: „Ei nun, an der linken Hand der kleine Finger, an dem hat ein Skorpionchen die jungen Zähne probirt, und das ist ein bißchen ins Blut gegangen — nun, mein Herr, der Signor Dottore Giovanni Bassaggio ist eben oben, der wird nun wohl schon das Händchen mit sammt dem Finger weggeschnitten haben.“ Und in dem Augenblick, daß der Kerl das spricht, entsetzt ein großes Geschrei auf der breiten Treppe, und ein kleines, ganz kleines Männlein kugelt, von Fußstößen der Trabanten wie ein Kegel getrieben, die Stufen herab ums vor die Füße, schreiend und lamenzierend. Das Volk sammelt sich um ihn herum, laut lachend, der Kleine zerarbeitet sich und strampelt mit den Beinen, ohne in die Höhe kommen zu können, da springt aber der rothe Kerl herbei, rafft sein Doktorchen auf, nimmt ihn in die Arme, und rennt mit ihm, der immer fort aus vollem Halse schreit und heult, was die Beine laufen können, fort nach dem Kanak, wo er mit ihm in die Gondel hineinsiegt und davon rudert. — Ich dachte es wohl, daß, so wie der Signor Bassaggio das Messer ansagen wollte an das schöne Händchen, der Doge ihn die Treppe hinabstießen ließ. Ich dachte aber noch weiter! — Geschwind — ganz geschwind nach Hause — das Sälbchen kochen — hinauf damit in den herzoglichen Palast! — Da stand ich auf der großen Treppe, mein blankes Fläschlein in der Hand. Der alte Faliere kam gerade herab, der bligte und prustete mich an: „Was willst das alte Weib hier?“ — Aber da machte ich einen Knix tief — tief bis an die Erde, so gut es nur gehen konnte, und sprach, daß ich wohl ein Mitteltchen hätte, daß die schöne Dogaresa geheilt seyn solle gar bald. So wie der Alte das hörte, blickte er mich starr an mit recht entseztlichen Augen, und strich sich den grauen Bart zurecht, dann packte er mich bei beiden Schultern, und schob mich herauf und hinein in das Gemach, daß ich beinahe der Länge nach hingestreckt auf die Polster, leichenblaß, seufzend und stöhnend vor Schmerz, und leise klagend: „Ach nun bin ich wohl schon durch und durch vergiftet.“ Aber ich machte mich gleich darüber her, und nahm das dumme Pflaster des einseitigen Doktors herab. O Herr des Himmels! die niedliche kleine Hand — blutroth — geschwollen. — Nun, nun — meine Salbe kühle — linderte. — „Das thut ja wohl, sehr wohl,“ lächelte die kranke Taube. Da rief der Marino ganz entzückt: „Tausend Zechinen sind Dein, Alte! wenn Du mir die Dogaresa rettest,“ und vertieß das Zimmer. Drei Stunden hatte ich nun da gesessen, die kleine Hand in meiner haltend, und sie streichelnd und pflegend. Da

erwachte das liebe Weibchen aus leichtem Schummer, in den sie gesunken, und fühlte keinen Schmerz mehr. Nachdem ich den neuen Verband gemacht, blickte sie mich an mit vor Freude leuchtenden Augen. Da sprach ich: „Ei, gnädige Frau Dogaresa, Ihr habt ja auch schon einmal einen Knaben gerettet, da Ihr die kleine Schlange tödtet, die ihn stechen wollte zum Tode, als er schlief. — Tonino! da hättest Du sehen sollen wie, als leuchte ein Strahl des Abendroths hinein, das blaße Antlitz sich schnell färbte — wie die Augen funkelndes Feuer bligten.“ — „Ach ja, Alte,“ sprach sie, „ich war nur ein Kind — auf meines Vaters Landhause. — Ach es war ein holdes lieber Knabe — o wie gedenk ich noch seiner — es ist mir, als sey seit der Zeit mir gar nichts Glückliches mehr begegnet.“ — Nun sprach ich von Dir, daß Du in Venedig wärst, daß Du noch alle Liebe, alle Wärme jenes Augenblicks im Herzen trügest — daß Du, nur um noch einmal in die Himmelsaugen des rettenden Engels zu schauen, die gefährliche Luftfahrt wagst, daß Du ihr den Blumenkranz gegeben hättest am Giovedi grasso! — Tonino — Tonino! da rief sie wie in Begeisterung: „Ich hab' es gefühlt — ich hab' es gefühlt — als er meine Hand an seine Lippen drückte, als er meinen Namen nannte — ach ich wußt' es ja nur nicht, was so seltsam mein Innerstes durchdrang, es war wohl Lust, aber auch zugleich Schmerz! — Bring' ihn her — her zu mir — den holden Knaben.“ — Antonio warf sich, als die Alte dieß sprach, auf die Kniee nieder und rief wie wahnsinnig: „Herr des Himmels! nur jetzt, nur jetzt laß mich nicht untergehen in irgend einem ungeheuren Schicksal — nur nicht, bis ich sie geschaut, bis ich sie an meine Brust gedrückt.“ Er wollte, daß die Alte ihn gleich andern Tages hinführen sollte, was sie ihm aber rund abschlug, da der alte Faliere beinahe zu jeder Stunde die kranke Gemahlin zu besuchen pflegte.

Mehrere Tage waren vergangen, die Dogaresa war von der Alten ganz geheilt, aber noch immer blieb es unmöglich, den Antonio hinzuführen. So gut sie es nur vermochte, tröstete die Alte den Ungebuldigen, immer wiederholend, wie sie mit der holden Annunziata von dem Antonio spreche, den sie heretretet und der sie so inbrünstig liebe. Antonio, von tausend Dualeen der Sehnsucht, des Verlangens gefoltet, gondelte, lief auf den Plätzen umher. Unwillkürlich lenkten ihn seine Schritte immer und immer wieder nach dem herzoglichen Palast. An der Brücke neben der hintern Seite des Palastes, den Gefängnissen gegenüber, stand Pietro auf ein buntes Aude gelehnt, im Kanal wogte an Säulen besetzt eine Gondel, die zwar klein, aber mit zierlichem Verdeck, buntem Schnitzwerk, ja mit der venetianischen Flagge geschmückt war, und beinahe dem Bucentoro glich. So wie Pietro den ehemaligen Kameraden gewahrte, rief er ihm laut zu: „Ei Signor Antonio, seyd mir tausendmal gegrüßt! — mit Euren Zechinen ist mir das Glück gekommen!“ Antonio fragte ganz zerstreut, was er für ein Glück meine, erfuhr aber nichts Geringeres, als daß Pietro beinahe täglich in den Abendstunden den Dogen mit der Dogaresa hinüber gondeln mußte nach der Giudecca, wo unfern von San Giorgio Maggiore der Doge ein artiges Haus besaß. Antonio blickte den Pietro starr an, und fuhr dann schnell heraus: „Kamerad, Du kannst wieder zehn Zechinen verdienen und mehr wenn Du willst. Laß mich Deine Stelle vertreten — ich will den Dogen hinüber rudern.“ Pietro meinte, daß das gar nicht anginge, da der Doge ihn kenne und eben nur ihm sich anvertrauen wolle; endlich, als Antonio mit dem wilden Jern, wie er aus dem von tausend Liebesqualen aufgeregten Gemüth hervorsprudelte, in ihn drang, wie er ganz unfinning schwur, daß er der Gondel nachsprin-

gen und ihn herabreißen werde ins Meer, da rief Pietro lachend: „Ei Signor Antonio! Signor Antonio! wie habt Ihr Euch verquackt in die schönen Augen der Dogaresa!“ und willigte ein, daß Antonio mitkommen solle als sein Gehülfe beim Rudern, er wolle die Schwere des Fahrzeuges so wie kränkliche Schwäche vorschützen bei dem alten Galieri, dem so bei solcher Fahrt das Gondeln immer zu langsam ginge. Antonio rannte fort und kaum war er wieder an der Brücke in schlechten Schifferkleidern, mit gefärbtem Gesicht, einen langen Zwickelbart über die Lippen gehängt, als der Doge herabstieg mit der Dogaresa, beide in herrlichen bunten glänzenden Kleidern. „Wer ist der fremde Mensch dort?“ fuhr der Doge den Pietro zornig an, und nur die heiligsten Versicherungen Pietros, daß er heute eines Gehülfen bedürfte, konnten den Alten endlich bewegen zu erlauben, daß Antonio mitgöndle.

Es pflegt wohl zu geschehen, daß gerade im Uebermaß alles Entzückens, aller Seligkeit das Gemüth wie gestärkt durch die Macht des Augenblicks, sich selbst bezingelt und den Flammen gebietet, die aus dem Innern hervorlodern wollen. So vermochte Antonio, dicht neben der holden Annunziata, berührt von dem Saume ihres Kleides, seine Liebesgluth zu verbergen, indem er mit kräftiger Faust das Rudern regierte und größeres Wagstück scheuend, kaum die Geliebte dann und wann flüchtig anblickte. Der alte Galieri schmunzelte und lächelte, küßte und streichelte die kleinen weißen Händchen der holden Annunziata, legte den Arm um ihren schlanken Leib. Mitten auf dem Meere, als der Marcusplatz, das prächtige Venedig mit all seinen stolzen Thürmen und Palästen sich vor den Schiffen ausbreitete, da erhob der alte Galieri das Haupt und sprach, indem er mit stolzen Blicken umherschaute: „Ei mein Liebchen, ist es nicht schön zu schiffen auf dem Meer mit dem Herrn, mit dem Gemahl des Meers? — Ja mein Liebchen, sey nicht eifersüchtig auf die Gattin, die demützig uns auf ihrem Nacken trägt. Hör' nur das süße Plätschern der Wellen, sind das nicht Liebesworte, die sie dem Gemahl zuflüstert, der sie beherrscht? — Ja ja Liebchen, Du trägst meinen Ring an Finger, aber die da unten bewahrt in ihrem tiefsten Busen den Trauring, den ich ihr zuwarf.“ „Ach mein fürstlicher Herr,“ fing Annunziata an, „wie sollte denn die kalte böse Kluth Deine Gemahlin seyn, es wird mir gar schauerlich zu Muthe dabei, daß Du Dich dem stolzen herrischen Element vermähltest.“ Der alte Galieri lachte, daß Kinn und Bart wackelten. „Aengstige Dich nicht, Läubchen,“ sprach er dann, „besser ruht sich ja wohl in Deinen weichen warmen Armen als in dem eiskalten Schoos der Gattin da unten, aber schön ist's zu schiffen auf dem Meer mit dem Herrn des Meers.“ In dem Augenblick, als der Doge dies sprach, fing eine ferne Musik zu säuseln an. Ueber die Meereswellen gleitend, kamen näher die Töne einer sanften Männerstimme, es wurden die Worte gesungen:

Ah! senza amare
Andare sul mare
Col sposo del' mare
Non può consolare.

Andere Stimmen fielen ein und in stetem Wechselgesänge wurden jene Worte immer und immer wiederholt, bis der Gesang wie im Hauch des Windes starb. Der alte Galieri schien auf den Gesang gar nicht zu achten, er erzählte der Dogaresa vielmehr sehr weitläufig, was es mit der Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn der Doge von dem Bucintoro den Ring hinabwerfend, sich dem Meer vermählte, für eine Bewandniß habe.

Er sprach von den Siegen der Republik, wie ehemals Istrien und Dalmatien erobert worden unter der Regentenschaft Peter Ursolus des Zweiten, und wie in dieser Eroberung jener Feierlichkeit erster Ursprung liege. Achtete nun der alte Galieri aber nicht auf jenen Gesang, so ging dafür seine Erzählung ganz verloren der Dogaresa. Die saß da, den Sinn ganz zugewendet den süßen Tönen, die über das Meer schwebten; sie starrte, als der Gesang geendet, mit seltsamem Blick vor sich hin, wie jemand, der aus tiefem Traum erwacht, die Bilder noch zu schauen, zu deuten strebt, die ihn umgaukelten. — „Senza amare — senza amare — non può consolare“ — liepelte sie leise und Thränen glänzten wie helle Perlen in den Himmelsaugen, und Seufzer entflohen der Brust, die auf und niederwollte vor innerer Beklemmung. — Noch immer in vollem Schmunzeln und Lächeln fort erzählend trat der Alte, die Dogaresa an der Seite, heraus auf die Balustrade vor seinem Hause bei San Giorgio Maggiore und gewahrte nicht, wie von seltsamen dunklen Gefühlen im Innern aufgeregt, Annunziata sprachlos, den thränenschweren Blick in ein fernes Land gerichtet, wie im Traume neben ihm stand. — Ein junger Mensch in Schifferkleidung stieß in ein muschelartig geovundenes Horn, daß die Töne weit über das Meer hin hallten. Auf diese Zeichen näherte sich eine andere Gondel, unterdessen war ein Mann, der einen Sonnenschirm trug und eine Frau heran getreten, und so begleitet schritt der Doge mit der Dogaresa nach dem Palast. Jene Gondel landete, Marino Bodoeri mit vielen Personen, unter denen sich Kaufleute, Künstler, ja Leute aus der niedrigsten Volksklasse befanden, stieg aus und folgte dem Doge.

Antonio konnte kaum den andern Abend erwarten, weil er auf frohe Botschaft hoffte von seiner geliebten Annunziata. Endlich, endlich binkte die Alte herein, setzte sich leuchtend in den Lehnstuhl, schlug die baren Knochenhände einmal über das andere zusammen und rief: „Tonino — ach Tonino, was ist denn geschehen mit unserm armen Läubchen! — So wie ich heute eingetrete, liegt sie da auf dem Polster mit halbgeschlossenen Augen, das Köpfchen auf den Arm gestützt, nicht schlummernd, nicht wachend, nicht krank, nicht geisteslos. — Ich nahe mich ihr, „Ei gnädige Frau Dogaresa,“ spreche ich, „was ist Euch denn Schlimmes begegnet?“ — schmerzt Euch wohl noch die kaum geheilte Wunde?“ — Aber da blickt sie mich an mit Augen — Tonino! — Ich sie noch gar nicht gesehen, und kaum hab' ich hinein geschaut in die feuchtesten Mondesstrahlen, so bezogen sie sich hinter seidnen Wimpern, wie hinter dunkles Gewölke. Und dann seufzt sie aus tiefster Brust, und lechzt das holde blasse Antlitz der Wand zu und lispelt leise, ganz leise, aber so wehmüthig, daß es mir gerade ins Herz sticht: „Amare — amare — ah senza amare!“ — Ich hole mir einen kleinen Stuhl, ich setze mich hin zu ihr; ich fange an von Dir zu erzählen. — Sie hüllt sich ein in die Polster — die schnelleren und schnelleren Athemzüge werden zu Seufzern. — Du sag's ihr unverdolen, daß Du verkleidet bei ihr warst in der Gondel, daß ich Dich, der vor Liebe und Sehnsucht verstmachtet, nun ungefümt zu ihr bringen wollte. Da fährt sie plötzlich auf von den Polstern und indem ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen stürzt, rufft sie heftig: „Um Christus, um aller Heiligen willen — nein — nein, ich kann ihn nicht sehen — Ate! Ich schwöre Dich, sag' ihm er solle niemals, niemals mich sich mir nahen — niemals, das sag' ihm; er soll dich verlassen, schnell verlassen.“ „Nun,“ fall' ich ins Wort, „so muß denn mein armer Tonino sterben.“ Da sinkt sie wie von den unsäglichsten Schmerzen gequält in die Polster und schluchzt mit von Thränen erfüllter

Stimme: „Muß ich denn nicht auch sterben des bittersten Todes?“ Da trat der alte Herr Galieri ins Gemach, und ich mußte mich auf seinen Wink entfernen.“ „Sie hat mich verurtheilt — fort — fort aufs Meer!“ schrie Antonio auf in heller Verzweiflung. Die Alte sicherte und lachte nach ihrer gewöhnlichen Art und rief: „Du einfältig Kind! wirst Du denn nicht geliebt von der holden Annunziata mit aller Inbrunst, mit aller Liebesqual, die jemals ein weiblich Herz ergrieff? — Einfältig Knäblein, morgen am tiefen Abend schleiche Dich in den herzoglichen Palast. In der zweiten Gallerie rechts der großen Treppe wirst Du mich finden — und dann wollen wir sehen was sich weiter begibt.“

Als Antonio bebend vor Sehnsucht am andern Abend die große Treppe hinaufschlich, war es ihm plötzlich, als rolle er einen ungeheuren Felsblock hinunter. Ganz betäubt vermochte er kaum zitternd und schwankend die Stufen zu ersteigen. Er mußte sich dicht vor der ihm bezeichneten Gallerie an eine Säule lehnen. Plötzlich umfloß ihn heller Fackelschein, und noch ehe er seinen Platz verlassen konnte, stand der alte Bodoeri dicht vor ihm, von einigen Dienern begleitet, die Fackeln trugen. Bodoeri sah dem Jünglinge starr ins Auge und sprach dann: „Ha! Du bist Antonio; man hat Dich herbestellt, ich weiß es, folge mir nur.“ — Antonio, überzeugt daß die Zusammenkunft mit der Dogaresa verrathen, folgte nicht ohne Zagen. Wie ersaunte er, als, in ein entferntes Gemach getreten, Bodoeri ihn umarmte und von dem wichtigen Posten sprach, der ihm anvertraut worden, und den er noch in dieser Nacht mit Muth und Entschlossenheit behaupten solle. Sein Erstaunen ging aber in Angst über und Entsetzen, da er erfuhr, daß schon seit langer Zeit eine Verschwörung wider die Signorie geübt, an deren Spitze der Doge selbst stehe; daß, wie es in Galieri's Hause auf der Giudecca beschloffen, noch in dieser Nacht die Signorie fallen, und der alte Marino Galieri als souveräner Herzog von Venedig ausgerufen werden solle. Antonio starrte den Bodoeri sprachlos an; dieser hielt des Jünglings Schweigen für eine Weigerung, Theil zu nehmen an der Ausführung der entfesselten That, und rief entrüstet: „Reißherziger Thor! aus dem Palast kommst Du nun nicht mehr; entweder Du stirbst oder ergreifst mit uns die Waffen. Aber sprich erst mit diesem!“ Aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers trat eine hohe edle Gestalt hervor. So wie Antonio das Antlitz des Mames, den er nur erst im Schein der Kerzen bemerken und erkennen konnte, erblickte, stürzte er nieder auf die Kniee und rief, ganz außer sich selbst gebracht durch die nicht geahnte Erscheinung: „O heiliger Herr des Himmels: mein Vater Bertuccio Renolo, mein theurer Pfleger!“ — Renolo hob den Jüngling auf, schloß ihn in seine Arme und sprach dann mit sanfter Stimme: „Wohlt bin ich Bertuccio Renolo, den Du vielleicht auch in dem Meeresgrunde begraben glaubtest und der erst seit kurzer Zeit der schmählichen Gefangenschaft des wilden Morbassan entgangen. Bertuccio Renolo, der Dich aufnahm und der nicht ahnen konnte, daß die unvernünftigen Diener, die Bodoeri abschwärzte, als er das ihm verkaufte Landhaus in Besitz nehmen wollte, Dich hinausstoßen würden aus dem Hause.“ — Verblendeter Jüngling! Du siehst an, die Waffen zu ergreifen gegen eine despotische Raste, deren Grausamkeit Dir den Vater raubte? — Ja, gehe hin in den Hof des Fontego: es ist Deines Vaters Blut, dessen Spuren Du noch schauen kannst auf den Steinen des Bodens. Als die Signorie den deutschen Kaufleuten das Kaufhaus, welches Du unter dem Namen des Fontego kennst, übermachte, wurde Jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüssel bei der Abreise an sich zu behalten; er mußte sie bei dem Fontego lassen. Diesem

seinem Größte hatte Dein Vater entgegengehandelt und war schon deshalb schwerer Strafe verfallen. Als nun aber bei der Rückkunft des Vaters die Gemächer geöffnet wurden, fand sich unter seinen Waaren eine Kiste venetianischer falschausgeprägter Münzen. Vergebens behauptete er seine Unschuld; es war nur zu gewiß, daß irgend ein hämischer Teufel, vielleicht der Fontegaro selbst, die Kiste hineingebracht hatte, um Deinen Vater zu verderben. — Die unerbittlichen Richter, mit dem Beweise, daß die Kiste in Deines Vaters Gemächern gestanden, zufrieden, verurtheilten ihn zum Tode! — Auf dem Hofe des Fontego wurde er hingerichtet. — Auch Du wärs nicht mehr, wenn die treue Margarethe Dich nicht rettete. — Ich, Deines Vaters treuester Freund nahm Dich auf; damit Du Dich der Signorie nicht selbst verrathen möchtest, verschwieg man Dir Deines Vaters Namen. Aber nun, nun Anton Dalbirger, nun ist es Zeit, nun ergreife die Waffen und räche an den Häuptern der Signorie den schmählichen Tod Deines Vaters!“ Antonio, vom Geist der Rache befeelt, gelobte den Verschwornen Treue und unbezwingbaren Muth. — Es ist bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Renolo von dem über die Serapionen gesetzten Dandato, der ihn bei einem Streit ins Gesicht schlug, erfahren, ihn bezog, mit dem ehrgeizigen Schwiegerohn sich wider die Signorie zu verschwören. Beide, Renolo und Bodoeri, wünschten dem alten Galieri den Fürstentum, um selbst mit ihm zu steigen. — Man wollte (so war der Plan der Verschwornen) die Nachricht ausbreiten, die genuesische Flotte liege vor den Lagunen. In der Nacht sollte dann die große Glocke auf dem Marcusthurm gezogen und die Stadt zu erdichteten Vertheidigungen gerufen werden. Auf dieses Zeichen sollten die Verschwornen, deren Anzahl beträchtlich und durch ganz Venedig verbreitet war, den Marcusplatz besetzen, sich der Hauptplätze der Stadt bemächtigen, die Häupter der Signorie ermorden, und den Dogen als souveränen Herzog von Venedig ausrufen. Der Himmel wollte aber nicht, daß dieser Mordanschlag gelingen und die Grundverfassung des bedrängten Staates durch den alten von Stolz und Uebermuth entflammten Galieri in den Staub getreten werden sollte. Die Versammlungen auf der Giudecca in Galieri's Hause waren der Wachsamkeit des Rathes der Zehen nicht entgangen, aber unmöglich blieb es, etwas Gewisses zu erfahren. Da rührte einen der Verschwornen, einen Pelzhändler aus Vifa, Bentian geheißen, das Gewissen; er wollte seinen Freund und Schwatter, den Nicolao Leoni, der im Rathe der Zehen saß, vom Untergange retten. In der Abenddämmerung begab er sich zu ihm, und beschwor ihn, in der Nacht nicht das Haus zu verlassen, es möge auch geschehen was da wolle. Leoni, von Argwohn ergriffen, hielt den Pelzhändler fest und erfuhr, als er in ihn drang, den ganzen Anschlag. In Gemeinschaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro, berief er nun den Rath der Zehen nach St. Salvatore, und von hier aus wurden in weniger als drei Stunden Maßregeln ergriffen, die alle Unternehmungen der Verschwornen im ersten Aufglimmen ersticken mußten.

Dem Antonio war es aufgetragen, mit einem Trupp nach dem Marcusthurm zu gehen, und die Glocken anzuziehen zu lassen. So wie er hinkam, fand er den Thurm stark besetzt von Arsenaltruppen, die, als er sich nähern wollte, mit Hellebarben auf ihn einbrangen. Von plötzlichem Todeschreck ergriffen säubte sein Haufen auseinander, er selbst entwischte in der Dunkelheit der Nacht. Dicht hinter sich hörte er Tritte eines Menschen, der ihm nachsetzte, er fühlte sich ergriffen; schon wollte er den Verfolger niederstoßen, als er bei einem plötzlich aufschimmernden Lichte den Pietro erkannte. „Rette Dich!“

rief dieser, „rette Dich Antonio! in meine Gondel, es ist Alles verrathen — Boboeri — Nenolo — sind in der Gewalt der Signorie — die Thore des herzoglichen Palastes geschlossen — der Doge eingesperrt in sein Gemach — wie ein Verbrecher bewacht von seinen eignen treulosen Trabanten — fort, fort.“ — Halb sinnlos ließ sich Antonio hineinschleppen in die Gondel. — Dampfe Stimmen — Klirren der Waffen — einzelne Angstrufe — dann trat mit der tiefsten Finsterniß der Nacht lautlose schauerliche Stille ein. Am andern Morgen erblickte der von Todeschrecken zermalnte Vöbel das entsetzliche Schauspiel, das jedes Blut in den Adern gerinnen machte. Der Rath der Zehen hatte noch in derselben Nacht das Todesurtheil über die Häupter der Verschwornen, die ergriffen worden, gefällt. Gedrosselt wurden sie auf dem kleinen Plage zur Seite des Palastes von der Gallerie herabgelassen, wo der Doge senft den Feierlichkeiten zuzuschauen pflegte — ach! wo Antonio vor der holden Annunziata schwebte, wo sie von ihm den Blumenstrauß empfing. — Unter den Reichnamen befanden sich Marino Boboeri und Bertuccio Nenolo. Zwei Tage nachher wurde der alte Marino Faleri von dem Rathe der Zehen verurtheilt und auf der sogenannten Riesentreppe des Palastes hingerichtet. —

Wie bewußtlos war Antonio umhergeschlichen, niemand griff ihn an; denn niemand kannte ihn als einen der Verschwornen. Als er des alten Faleri graues Haupt fallen sah, da fuhr er auf, wie aus schwerem Todestraum. — Mit dem Schrei des wildesten Entsetzens — mit dem Ausruf: „Annunziata!“ stürzte er in den Palast, durch die Gallerieen. — Niemand hielt ihn auf, die Trabanten starrten ihn an, wie betäubt von dem Furchterlichen, das sich so eben zugetragen. Die Alte hinkte ihm entgegen laut jammernd und klagend, sie ergriff seine Hand, noch einige Schritte, und er trat mit ihr in Annunziata's Gemach. Da lag die Kerne entfesselt auf den Polstern. Antonio stürzte hin zu ihr, er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küßen, er rief die Geliebte mit den süßesten, zärtlichsten Namen. Da schlug sie die holden Himmelsaugen langsam auf, sie sah Antonio — erst war es, als müsse sie sich auf ihn besinnen; doch plötzlich raffte sie sich auf, umschlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn an ihre Brust — benetzte ihn mit heißen Thränen — küßte seine Wangen — seine Lippen. „Antonio — mein Antonio — ich liebe Dich unaussprechlich — ja, es giebt noch einen Himmel auf Erden! — Was ist des Vaters — des Oheims — des Gatten Tod gegen die Seligkeit Deiner Liebe — o laß uns fliehen — von dieser blutigen Mordstätte!“ — So rief Annunziata, zerrissen von dem bittersten Schmerz und der glühendsten Liebe. Unter tausend Küßen, unter tausend Thränen schwuren sich die Liebenden ewige Treue, sie vergaßen die furchtbaren Ereignisse der schrecklichsten Tage; den Blick von der Erde abgewandt, schauten sie auf in den Himmel, den ihnen der Geist der Liebe erschlossen. Die Alte rieth nach Ebiozza zu fliehen, Antonio wollte dann zu Lande in umgekehrter Richtung weiter herauf nach seinem Vaterlande. Freund Pietro verschaffte ihm eine kleine Barke, die an der Brücke bei der hintern Seite des Palastes angelegt wurde. Eingehüllt in tiefe Schleier schlich Annunziata, als es Nacht worden mit dem Geliebten, von der alten Margaretha, die in der Kapuze reiche Juwelenkästchen trug, begleitet, über die Treppen hinab. Unbemerkt kamen sie an die Brücke, und stiegen hinein in die Barke. Antonio ergriff das Ruder, und fort ging es in schneller rüstiger Fahrt. Wie ein frühlicher Liebesbote tanzte der helle Mondesschimmer auf den Wellen vor ihnen her. Sie waren auf hoher See. Da begann es seltsam zu pfeifen und zu sausen in hoher Luft — finstere Schatten kamen gezogen,

und hingen sich wie dunkle Schleier über das leuchtende Antlitz des Mondes. Der tanzende Schimmer, der frühliche Liebesbote sank herab in die schwarze Tiefe voll dumpfer Donner. Der Sturm erhob sich, und jagte die düstern, zusammengeballten Wolken mit zornigem Toben vor sich her. Hoch auf und nieder flog die Barke. „O hilf, o Herr des Himmels!“ schrie die Alte. Antonio, des Ruders nicht mehr mächtig, umschlang die holde Annunziata, die, von seinen glühenden Küßen erweckt, ihn mit der Jubelstimm der seligsten Liebe an ihren Hals drückte. „O mein Antonio! — o meine Annunziata!“ So riefen sie, des Sturms nicht achtend, der immer entsetzlicher tobte und brausete. Da streckte das Meer, die eiserfüchtige Wittve des enthaupeteten Faleri, die schäumenden Wellen wie Riesensarme empor, erfaßte die Liebenden, und riß sie sammt der Alten hinab in den bodenlosen Abgrund! —

Als der Mann im Mantel auf diese Weise seine Erzählung geendet hatte, sprang er schnell auf, und verließ mit starken raschen Schritten das Zimmer. Die Freunde sahen ihn stillschweigend und ganz verwundert nach, dann traten sie aufs neue vor das Gemälde. Der alte Doge schmunzelte sie wieder an, in thörichtem Prunk und selbstlicher Eitelkeit, aber als sie nun der Dogaresa recht ins Antlitz schauten, da gewahrten sie wohl, wie der Schatten eines unbekanntem, nur geahnten Schmerzes auf der Stirn lagen, wie sehnüchtige Liebesträume unter den dunkeln Wimpern hervorleuchteten und um die süßen Lippen schwebten. Aus dem fernen Meer, aus den düstigen Wolken, die San Marco einhüllten, schien die feindliche Macht Tod und Verderben zu drohen. Die tiefere Bedeutung des anmutigen Bildes ging ihnen klar auf, aber auch alle Wehmuth der Liebesgeschichte Antonio's und Annunziata's kehrte, so oft sie das Bild auch noch anblicken mochten, wieder, und erfüllte ihr inners tiefes Gemüth mit süßen Schauern.

Die Freunde lobten die Erzählung, und waren einstimmig im Urtheil, daß Ottmar die wahre Geschichte des ehrfurchtigen, unglücklichen Dogen Marino Faleri auf acht scrapionische Weise benutzt habe.

„Ottmar,“ sprach Lothar, „ließ es sich aber sauer werden, als er die Erzählung schrieb. Denn außerdem, daß ihn das hübsche Bild unsers wackern Kolbe zu dem Ganzen begeistert, lag le Bret's Geschichte von Benedigo immer aufgeschlagen auf dem Tische, und das ganze Zimmer hatte er mit pittoresken Ansichten von den Straßen und Plätzen Benedigs geschmückt, die er, Gott weiß wo, überall aufgetrieben. Deshalb ist die Erzählung so individuell lokal geworden, wie sie seyn mußte.“

Die Mitternachtsstunde hatte geschlagen, die Freunde schieden in der frohesten Stimmung.

Vierter Abschnitt.

Vinzenz und Sylvester hatten sich eingefunden. Lothar hielt ihnen eine lange Rede, worin er auf höchst ergötzliche Weise sehr weitläufig die Pflichten eines würdigen Scrapions-Bruders entwickelte: „Und nun,“ schloß er, „versprecht mir, theure würdige Neuzug, mittelst feierlichen Handschlags, der Regel des heiligen Scrapion treu zu seyn, d. h. Euer ganzes Bestreben dahin zu richten, bei den Versammlungen des schönen Bundes Euch so geistreich, lebendig, gemüthlich, annehmbar und witzig zu zeigen, als es nur in Euren Kräften steht.“

„Ich, für mein Theil,“ nahm Vinzenz das Wort, „verspreche das mit voller Seele. Ich will meine ganze Habe an Geist und Gemüth zur Bundes-Kasse tragen, aus der Ihr mich dann ernähren, ja ordentlicher Weise mäßen könnt. Ich will jedesmal, wenn ich bei Euch eingutreten gedenke, wie man im Sprüchwort sagt, vorher meinem Affen reichlichen Zucker darbiehen, damit er Lust bekomme zu allerlei zierlichen Capriolen. Und da Euer Schutzpatron allen Ruhm, alle Ehre erworben durch geziemlichen Wahnsinn, will ich mich vorzüglich bemühen, ihm nachzuweisen, so daß es dem Bunde nie an lobenswerther Tollheit fehlen soll. Ich kann, verlangt Du es, mein würdiger Lothar, wünscht Ihr es, meine geschätztesten Serapions-Brüder, mit den saubersten fixen Ideen wechseln. Ich kann mir, wie der Professor Tite, einbilden, römischer Kaiser, oder, wie der Vater Sgambari, Cardinal zu seyn. Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen, oder meine Nase sey von Glas, und leuchte in den schönsten Farben prismatisch hinauf, an Wand und Decke, oder mich, wie der kleine Schotte Donat Monro, für einen Spiegel halten, und alle Blicke, Grimassen, Posturen dessen nachmachen, der mir ins Gesicht schaut. Ja, ich kann überzeugt seyn, meine anima sensitiva habe mir, wie dem Chevalier D'Espirnan, den Kopf kahl geschoren, und ich söße Euch nur Respekt ein durch die wenigen Haare, die ich noch auf den Zähnen behalte. — Ihr werdet als würdige Serapions-Brüder all' diesen Wahnsinn zu ehren wissen! — Teuf das Leute! und versallt nicht etwa darauf, mich Fuciren und gar Mittel anwenden zu wollen nach der Methode des Borchave, des Mercurialis, des Anstius von Ambya, des Friedrich Kraft, des Herrn Richter, welche sämmtlich satifames Prügeln anrathen und sanftes Maulschelliren. — Und doch wirken Prügel wohlthätig auf Verstand und Herz, und beleben den Körper zu den wichtigsten Funktionen. — Was wäre aus uns geworden, hätten wir eine einzige Wokabel in den Kopf gebracht in Quinta ohne nütliches Prügeln? — Ja! ich gedenke noch, daß, wie ich in meinem zwölften Jahre Werthers Leiden gelesen hatte, ich mich stracks in ein dreißigjähriges Fräulein verliebte und mich todtschießen wollte. Mein Vater heilte glücklich die zu große Reizbarkeit meines Herzens nach Rhafes und Baluseus de Saranta, welche eine gute Tracht Schläge auf den H — als ein kräftiges Mittel wider die Liebe empfahlen. Zu gleicher Zeit meinte der Alte heiße Vaterthänen vor Freude über die Entdeckung, daß sein Söhnlein wirklich kein Esel sey; denn dieses Thier wird nach bekannter Erfahrung desto verliebter, je mehr und besser man es prügelt! — Und was den Körper anlangt und dessen Funktionen! — D ruft Euch doch nur jenen Venusnischen Prinzen ins Gedächtniß, dessen Campanella erzählet! — Der gute Fürst konnte nicht anders zu Stuhle gehen, als wenn er vorher von einem dazu ausdrücklich besoldeten Mann erklecklich abgeprügelt worden!“

„D aller Kabulanten ergöglichsrer Kabulant,“ rief Theodor, „Du ganzes Geschwornengericht des sturilen Spases, wie lustig verführst Du Deine Capriolen und Courbetten! Aber thue das immerhin. — Blize hinein, sollte es manchmal zu still und dunkel unter uns werden, mit den absonderlichsten Redensarten, und belebe vorzüglich unsern Sylvester, der nach seiner gewöhnlichen Art und Weise bis jetzt noch kein einziges Wort gesprochen.“

„Ueberhaupt,“ sprach Dttmar, „hab ich mich kaum überzeugen können, daß es wirklich Sylvester ist, der dort auf dem Stuhle sitzt und uns so freundlich anlächelt. Denn ganz unmöglich scheint es mir, daß er so-

bald seinen ländlichen Aufenthalt verlassen konnte, dessen Vorzüge vor unserer Stadt er so hoch pries, und ich denke immer, am Ende ist es nur ein hübscher Spuk, und Sylvester verschwindet uns plötzlich vor unsern sehenden Augen in den zierlichen Dampfvolken, die er aus dem Zigarro bläst!“

„Gott behüte und bewahre,“ rief Sylvester lachend, „glaubst Du denn, daß ich friedlicher ruhiger Mann mich umgesezt habe in einen Herenkert, der chrliche Leute neckt mit seiner werthen Person! Glaubst Du, daß ich die mindbeste Anlage habe zu einem Philadelphia oder Soebenborg? — Beklagst Du Dich, Theodor, über meine Wortkargheit, so wisse, daß ich gerade heute mit Bedacht den Athem spare, weil ich nichts Geringeres im Sinne trage, als Euch eine ziemlich lange Erzählung vorzulesen, zu der mich ein sehr hübsches Bild unseres wackern Karl Kolbe entzündete, und die ich während meines ländlichen Aufenthalts niederschrieb. — Wunderst Du Dich darüber, Dttmar, daß ich unerachtet ich die Muse des Landlebens so hoch stelle, doch wieder hierher kam, so bedenke, daß, ist auch das ewige rastlose Gewühl, die leere Geschäftigkeit der großen Stadt meinem ganzen innern Wesen zuwider, ich doch auch dagegen, will ich als Dichter und Schriftsteller bestehen, mancher Anregung bedarf die ich nur hier finde. Jene Erzählung, die ich für gut halte, wäre nimmermehr entstanden, hätte ich nicht Kolbes Bild auf der Kunstausstellung geschaut, und hätte ich nachher mich nicht der Muse des Landlebens hingegeben.“

„Sylvester hat Recht,“ nahm Lothar das Wort, „wenn er als Schauspiel, als Romandichter die Anregungen in dem bunten Gewühl der großen Stadt sucht, und dann dem Geist ruhige Muse gönnt, das zu schaffen, wozu er angeregt worden. Jenes Bild konnte Sylvester auch auf dem Lande schauen; aber nicht die lebendigen Personen, die sich darum herbewegten, und in die hinein jene gemachten Personen des Bildes traten. Dichter jener Art dürfen sich nicht zurückziehen in die Einsamkeit, sie müssen in der Welt leben, in der buntesten Welt, um schauen und auffassen zu können ihre unendlich mannigfachen Erscheinungen!“

„Ha!“ rief Vinzenz, „wie juchzt der Herr von Jacques im Shakespeare, als er den Monsieur Probststein im Walde gefunden? — Ein Narr, ein Narr! — Ich traf 'nen Narrn im Walde, 'nen scheetigen Narrn — o jämmerliche Welt. So juchzte ich: ein Poet! — ein Poet! — ich traf einen Poeten! — Der taumelte zu hoher Mittagzeit aus dem dritten Weinhaufe, schaute hinauf mit den trunkseuchten Augen zur Sonne, rief begeistert: „D süßes mildes Mondenlicht, wie fallen Deine Strahlen in mein Inneres hinein, und erleuchten satifam die ganze Welt, die ich darin hege und pfege! — Wandle vor mir her, wackeres Gestirn, damit ich nach dem Ort hinsteuere, wo mir Lebenserfahrung, Menschenkenntniß zuströmt in Fülle zum nütlichen Gebrauche — Charakter! — lebendige Zeichnung ohne Studien nicht möglich. — Herrliches Getränk, vortrefflicher Eifer, der die Herzen erschließt und die Fantasie entzündet! — Ja, er lebt in mir, der dort in jenem Zimmer Salami genießt. Es ist ein großer hagrer Mann, trägt einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, englische Stiefel, schnupft Taback aus einer schwarzlackirten Dose, spricht geläufig deutsch, und ist daher, unerachtet jener Stiefel, und der italiänischen Wurst ein deutscher, herrlicher, lebensvoller Charakter für meinen neuesten Roman! — Aber — mehr Menschenkenntniß — mehr Charaktere! — Und damit tief mein Poet mit günstigem Winde ein, in die Bucht des vierten Weinhaufes!“

„Schweige,“ rief Lothar, „Du Olibarius Tert-

dreher! — So nenne ich dich, weil Du mir in der That meinen ganzen Text verdrehst! — Ich weiß recht gut, was Du mit Deinem trunkenen Poeten, der Lebens- erfahrung in den Weinhäusern sammelt, und mit seinem Mann im blauen Frack meinst, und mag über dieses Thema gar nichts mehr sagen. Aber ganz andere Leute glauben ebenfalls, daß sie, haben sie die Persönlichkeit dieses, jenes unbedeutenden Subjekts, das ihnen in den Weg kam, genau abgeschrieben, ins Leben greifende Charaktere aufstellten. Mit dem besondern Pops, den dieser, jener alte Mann trägt, mit der Farbe, in die sich dieses, jenes Mädchen kleidet, ist es noch gar nicht gethan. Es gehört ein eigener Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Gestalten des Lebens in ihrer tieferen Eigentümlichkeit zu erschauen, und auch mit diesem Erschauen ist es noch nicht gethan. Alle die aufgestellten Bilder, wie sie im ewigen bunten Wechsel sich ihm zeigten, bringt der Geist, der in dem wahren Dichter wohnt, erst auf die Kapelle; und wie aus dem Niederschlag des chemischen Prozesses gehen als Substrat die Gestalten hervor, die der Welt, dem Leben in seiner ganzen Extension angehören. Das sind die wunderbaren Personen, die ohne Rücksicht auf Ort, auf Zeit ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet ist, die fort und fort unter uns lebendig wandeln! — Darf ich wohl des herrlichen Sancho Pansa, des Fallstaff erwähnen? — Und weil Du, Vinzenz, gerade vom blauen Frack sprichst, es ist wohl ein eigen Ding, daß die Gestalt, die der wahre Dichter auf jene Weise schuf, sich von selbst ganz artig und ihrem Charakter gemäß kleidet.“ — „Ei,“ sprach Otmart, „das ist im Leben auch nicht anders. Gewiß haben wir alle bei irgend einer besondern Erscheinung, die uns in den Weg trat, sehr lebhaft gefühlt, daß der Mann vermöge seines ganzen Wesens nun ganz unmöglich eine andere Mütze, einen andern Hut, einen andern Rock tragen dürfe als wie er ihn eben trägt. Daß dies geschieht, ist eben nicht so wunderbar, als, daß wir es erkennen.“

„Liegt es denn aber nicht bloß in unserer Erkenntniß, daß es geschieht?“ unterbrach Cyprian den Freund. — „D Spitzfindigkeit ohne Gleichen,“ rief Vinzenz. — „Und,“ sprach Sylwester mit lebhafterem Ton als es sonst seine Art war, „und Alles was Lothar behauptet ist doch so wahr, so recht aus meiner Seele genommen. — Vergeßt aber nicht, daß nächst unserm irdischen Zusammenseyn ich auch auf dem Lande einen Genuß entbehre, der mein ganzes Wesen, es ganz und gar durchdringend, hoch erhebt. Ich meine nichts anders als die mannigfachen musikalischen Produktionen, die Auf- führungen der herrlichen Meisterwerke des Gesanges. Erst heute hat mich Beethovens Messe, die, wie Ihr wißt, in der katholischen Kirche aufgeführt wurde, wahrlich im höchsten Sinn des Worts ergriffen.“

„Und das,“ sprach Cyprian mürrisch, „verwundert mich nur deshalb nicht, weil Dir, Sylwester, die Ent- behrung dergleichen Dinge im bessern Licht erscheinen läßt. Dem Hungrigen schmeckt die geringere Kost. Denn, aufrichtig gesagt, Beethoven hat in seinem Hoch- amt eine gar hübsche, auch wohl geniale Musik ge- liefert, aber nur durchaus kein Hochamt. — Wo ist der strenge Kirchenstyl geblieben?“

„Ich weiß es schon,“ nahm Theodor das Wort, „Du Cyprian! statuirst nur die alten Tonsetzer, erschrickst in der Kirchen-Partitur vor allen schwarzen Noten, und treibst die Strenge gegen alles Neuere bis zur Unge- rechtigkeit.“

„Wahr ist es indessen,“ sprach Lothar, „daß in Beethovens Messe mir vieles zu jubelnd, zu irdisch jauchzend klingt. Ueberhaupt möcht' ich wissen woher die völlige mit einander kontrastirende Verschiedenheit des

Geistes liegt, in dem die Meister die einzelnen Sätze des Hochamts komponirt haben?“

„Ei,“ rief Sylwester, „das ist es auch, was mir so oft als unerklärlich aufgefallen ist. Man sollte meinen, daß z. B. die Worte: Benedictus qui venit in nomine Domini, nur auf gleiche fromme ruhige Weise gesetzt werden könnten und doch weiß ich nicht allein, daß diese Worte von den größten Meistern in ganz ver- schiedenem Charakter komponirt worden sind, sondern auch daß, von den verschiedensten Empfindungen durch- drungen, ich niemals die Composition dieses, jenes gro- ßen Mannes, als verfehlt zu verwerfen vermochte. — Theodor könnte uns hierüber aufklären.“

„Das wollte ich wohl,“ sprach Theodor, „so gut ich vermag, aber ich müßte Euch eine kleine Abhandlung vortragen, die mit ihrem Ernst sonderbar abstecken würde gegen die lustige Weise, in der heute unsere Ver- sammlung begann.“

„Ist es,“ erwiderte Otmart, „ist es denn nicht eben recht serapionsmäßig, daß Ernst und Scherz wechselt? Sprich Dich daher nur getroßt aus Theodor, über einen Gegenstand, der uns Alle, nehme ich etwa unter Vinzenz aus, der nichts von der Musik versteht, höch- lich interessiert. — Ich bitte auch den neuen Serapions- Bruder Vinzenz, daß er den skurrilen Spaß, der ihm eben auf den Lippen schwebt, verschluckt und unser Redner nicht unterbreche!“

„O Serapion!“ seufzte Vinzenz mit aufwärts gerich- tetem Blick; Theodor begann aber ohne weiteres in fol- gender Art:

„Das Gebet, die Andacht, regt gewiß das Gemüth nach seiner eigenthümlich in ihm herrschenden oder auch augenblicklichen Stimmung, wie sie von physischem oder psychischem Wohlsenn, oder von eben solchem Uebel erzeugt wird, auf. Bald ist daher die Andacht, immer Berkürzung bis zur Selbstverachtung und Schmach- Einsinken in den Staub vor dem vernichtenden Blick- strahl des dem Sünder zürnenden Heren der Welt, bald kräftige Erhebung zu dem Unendlichen, kindliche Vertrauen auf die göttliche Gnade, Vorgefühl der verheißenen Seligkeit. Die Worte des Hochamts geh- en in einem Cyklus nur den Anlaß, höchstens den Leitfaden der Erbauung, und in jeder Stimmung wer- den sie den richtigen Anklang in der Seele erwecken. Im Kyrie wird die Barmherzigkeit Gottes angerufen, das Gloria preiset seine Allmacht und Herrlichkeit, das Credo spricht den Glauben aus, auf den die fromme Seele fest baut und nachdem im Sanctus und Benedictus die Heiligkeit Gottes erhoben und Segen davon verheißt worden, die voll Vertrauen sich ihm nahen, wird im Agnus und im Dona noch zum Mittler geführt, daß er Beruhigung und seinen Frieden schenke der from- men, glaubenden, hoffenden Seele. Schon dieser All- gemeinheit wegen, die der tieferen Beziehung, der innern Bedeutung, welche ein jeder nach seiner individu- ellen Gemüthsstimmung hineinlegt, nicht vorgreift, schmiegt sich der Text der mannigfaltigsten musikalischen Behand- lung an, und eben deshalb giebt es so ganz in Charak- ter und Haltung von einander abweichende Kyrie, Glor- ia u. s. w. Man vergleiche nur z. B. die beiden Kyrie in den Messen aus C dur und D mol von Jo- seph Haydn, und eben so seine Benedictus. — Schon hieraus folgt, daß der Componist der, wie es stets sein sollte, von wahrer Andacht begeistert zur Composition eines Hochamts schreitet, die individuelle religiöse Stim- mung seines Gemüths, der sich jedes Wort mühsam schmiegt, vorherrschen und sich durch das Misserere, Gloria, Qui tollis u. s. w. nicht zum bunten Gemüth des herzerweichendsten Zammers der zerknirschten Seele mit jubelndem Geklingel vertheilen lassen wird.“

Arbeiten dieser letzten Art, wie sie in neuerer Zeit auf höchst frivole Weise gemacht wurden, sind Mißgeburt von einem unreinen Gemüth erzeugt, die ich eben so lebhaft verwerfe als Gyprian. Aber hohe Bewunderung zolle ich den herrlichen Kirchen-Compositionen Michael und Joseph Haydn's, Haffes, Raimanns u. a. ohne der alten Werke der frommen italienischen Meister (Leo, Durante, Benevoli, Perli, u. a.) zu vergessen, deren hohe würdige Einfachheit, deren wunderbare Kunst ohne bunte Ausweichungen eingreifend ins Innerste zu moduliren, in neuerer und neuerer Zeit ganz verloren gegangen zu seyn scheint. Daß, ohne an den ursprünglichen reinen Kirchenstyl schon deshalb festhalten zu wollen, weil das Heilige den bunten Schmuck irdischer Spitzfindigkeiten verachtet, auch schon jene einfache Musik in der Kirche musikalisch mehr wirkt, ist nicht zu bezweifeln, da die Töne, je schneller sie aufeinander folgen, desto mehr im hohen Gewölbe verhallen und das Ganze undeutlich und unverständlich machen. Daher zum Theil die große Wirkung des Choral's in der Kirche. Mit Dir Gyprian, räume ich auch den erhabenen Kirchengesängen aus der ältern Zeit, schon ihres wahrhaft heiligen immer festgehaltenen Styles halber den Vorzug vor der neueren Kirchenmusik unbedingt ein, indessen bin ich doch der Meinung, daß man mit dem Reichthum den die Musik, was hauptsächlich die Anwendung der Instrumente betrifft, in neuerer Zeit erworben, in der Kirche zwar nicht prunkenden Staat treiben dürfe, ihn doch aber auf edle, würdige Weise anwenden könne. Das gewagte Gleichniß, daß die ältere Kirchenmusik der Italiener sich zu der neueren deutschen verhalte wie die Peterskirche zum Straßburger Münster, möchte ziemlich treffend seyn. Die grandiosen Verhältnisse jenes Baues erheben das Gemüth, indem sie communitabel bleiben; aber mit einer seltsamen inneren Beunruhigung staunt der Beschauer den Münster an, der sich in den kühnsten Windungen, in den sonderbarsten Verschlingungen bunter fantastischer Figuren und Zierrathen hoch in die Lüfte erhebt. Allein selbst diese Unruhe regt ein, das Unbekannte, das Unverständbare abnehmend Gefühl auf, und der Geist überläßt sich willig dem Traume, in dem er das Ueberirdische, das Unendliche zu erkennen glaubt. Nun! und eben dieß ist ja der Eindruck des Rein-Romantischen wie es in Mozarts, in Haydn's Compositionen lebt und webt. — Daß es jetzt einem Komponisten nicht so leicht gelingen wird in jenem hohen einfachen Styl der alten Italiener einen Kirchen-Gesang zu setzen ist leicht zu erklären. Nicht daran denken will ich, daß der wahrhaft fromme Glaube, der jenen Meistern die Kraft gab das Heiligste in hohen würdigen Tönen zu verkünden, wohl selten in dem Gemüth des Künstlers aus der neuesten Zeit wohnen dürfte, ich will nur des Unvermögens, das der Mangel des wahren Genius herbeiführt, und dann eben so des Mangels an Selbstverleugnung erwähnen. Regt nicht in der höchsten Einfachheit der tiefe Genius seine kräftigsten Schwingen? Wer aber läßt auch nicht gern den Reichthum der ihm zu Gebote steht, vor Aller Augen glänzen, und ist zufrieden mit dem Beifall des einzelnen Kenners, dem auch ohne Prunk das Geübteste, das Liebste oder vielmehr das Einzige Liebe ist? Dadurch, daß man anfing sich überall derselben Mittel des Ausdrucks zu bedienen, ist es nun beinahe dahin gekommen, daß es gar keinen Styl mehr giebt. In der komischen Oper hört man oft feierliche gravitatisch daher schreitende Sätze, in der ernsten Oper tändelnde Liedchen, und in der Kirche Dratorien und Komter nach Opernzuschnitt. Aber es gehört auch eine seltene Tiefe des Geistes, ein hoher Genius dazu selbst bei der Anwendung des figurirtesten Gesanges, des ganzen Reichthums der Instru-

mente ernst und würdevoll, kurz, kirchenmäßig zu bleiben. Mozart, so galant er in seinen beiden bekannteren Messen aus C dur ist, hat im Requiem jene Aufgabe herrlich gelöst: es ist dieß in Wahrheit eine romantisch heilige Musik, aus dem Innersten des Meisters hervorgegangen. Wie vortrefflich auch Haydn in manchen seiner Komter von dem Heiligsten und Erhabensten in herrlichen Tönen redet, darf ich wohl nicht erst sagen, obgleich man ihm mit Recht hier und da manche Spielerei vorwerfen mag. — So wie ich nur vernahm, Beethoven habe ein Amt gesetzt, ehe ich eine Note davon gehört oder gelesen hatte, vermuthete ich gleich, daß, was Styl und Haltung betrifft, der Meister sich den alten Joseph zum Vorbilde nehmen würde. Und doch fand ich mich getäuscht in Ansehung dessen, wie Beethoven die Worte des Hochamts aufgefaßt hat. Beethovens Genus bewegt sonst gern die Hebel des Schauers, des Entsetzens. So dachte ich, würde auch die Anschauung des Ueberirdischen sein Gemüth mit innerem Schauer erfüllen und er dieß Gefühl in Tönen aussprechen. Im Gegentheil hat aber das ganze Amt den Ausdruck eines kindlich heitern Gemüths, das auf seine Reinheit bauend, gläubig der Gnade Gottes vertraut und zu ihm fleht wie zu dem Vater, der das Beste seiner Kinder will und ihre Bitten erhört. Nächst diesem allgemeinen Charakter der Composition ist die innere Struktur, so wie die verständige Instrumentirung, wenn man nur einmal von der Tendenz, wie ich sie erst Hinsichts des in der Kirche anzuwendenden musikalischen Reichthums aufstellte, ausgeht, ganz des genialen Meisters würdig.

„Aber eben diese Tendenz,“ nahm Gyprian das Wort, „ist nach meiner Ueberzeugung ganz verkehrt, und kann zur nutzlosen Entheiligung des Höchsten führen. — Laß mich es sagen, wie ich über Kirchenmusik denke, und Du wirst finden, daß ich wenigstens mit mir selbst darüber ganz im Reinen bin. — Keine Kunst, glaube ich, geht so ganz und gar aus der inneren Vergeistigung des Menschen hervor, keine Kunst bedarf nur einzig rein geistiger ätherischer Mittel, als die Musik. Die Ahnung des Höchsten und Heiligsten, der geistigen Macht, die den Lebensfunken in der ganzen Natur entzündet, spricht sich hörbar aus im Ton, und so wird Musik, Gesang der Ausdruck der höchsten Fülle des Daseyns — Schöpferlob! — Ihrem innern eigenthümlichen Wesen nach ist daher die Musik religiöser Cultus, und ihr Ursprung einzig und allein in der Religion, in der Kirche zu suchen und zu finden. Immer reicher und mächtiger ins Leben tretend, schüttete sie ihre unerschöpflichen Schätze aus über den Menschen, und auch das Profane durfte sich dann, wie mit kindischer Lust in dem Glanz puzen, mit dem sie nun das Leben selbst in all seinen kleinen und kleinlichen irdischen Beziehungen durchstrahlte. Aber selbst das Profane erschien in diesem Schmuck, wie sich sehnd nach dem göttlichen höheren Reich, und strebend einzutreten in seine Erscheinungen. — Eben dieses, ihres eigenthümlichen Wesens halber, konnte die Musik nicht das Eigenthum der antiken Welt seyn, wo alles auf sinnliche Verleiblichung ausging, sondern mußte dem modernen Zeitalter angehören. Die beiden einander entgegengesetzten Pole des Heidenthums und des Christenthums sind in der Kunst die Plastik und die Musik. Das Christenthum vernichtete jene, und schuf diese, so wie die ihr zunächst stehende Malerei. In der Malerei kannten die Alten weder Perspektive noch Colorit, in der Musik weder Melodie noch Harmonie. Melodie nehme ich im höhern Sinn als Ausdruck des inneren Affekts, ohne Rücksicht auf Worte und ihren rhythmischen Verhalt. Aber es ist nicht diese Mangelhaftigkeit, die etwa nur die geringere Stufe, auf der damals Musik und Malerei standen, bezeichnet, sondern, wie in

anfruchtbarem Boden ruhend, nicht entfalten konnte sich der Keim dieser Künste, der im Christenthum herrlich aufging, und Blüten und Früchte trug in üppiger Fülle. Beide Künste, Musik und Malerei, behaupteten in der antiken Welt nur scheinbar ihren Platz; sie wurden von der Gewalt der Plastik erdrückt, oder vielmehr in den gewaltigen Massen der Plastik konnten sie keine Gestalt gewinnen; beide Künste waren nicht im mindesten das, was wir jetzt Malerei und Musik nennen, so wie die Plastik durch die, jeder Verleiblichung entgegenstrebende Tendenz der christlichen Welt, gleichsam zum Geistigen verflüchtigt, aus dem körperlichen Leben entwich. Aber selbst der erste Keim der heutigen Musik, in dem das heilige, nur der christlichen Welt auflösbare Geheimniß verschlossen, konnte schon der antiken Welt nur nach seiner eigentümlichsten Bestimmung, d. h. zum religiösen Kultus dienen. Denn nichts anders als dieses waren ja selbst in der frühesten Zeit ihre Dramen, welche Fest-Darstellungen der Leiden und Freuden eines Gottes enthielten. Die Deklamation wurde von Instrumentisten unterstützt, und schon dieses beweiset, daß die Musik der Alten rein rhythmisch war, wenn sich nicht auch anderweitig darthun ließe, daß, wie ich schon vorhin sagte, Melodie und Harmonie, die beiden Angeln, in denen sich unsere Musik bewegt, der antiken Welt unbekannt blieben. Mag es daher seyn, daß Ambrosius und später Gregor um das Jahr fünfhundert und ein und neunzig antike Hymnen den christlichen Hymnen zum Grunde legten, und daß wir die Spuren jenes bloß rhythmischen Gesanges noch in dem sogenannten Canto Fermo, in den Antiphonien antreffen: so heißt das doch nichts anders, als daß sie den Keim, der ihnen überkommen, benutzten, und es bleibt gewiß das tiefere Beachten jener antiken Musik nur für den forschenden Antiquar Interesse haben kann, dem ausübenden praktischen Componisten ging aber die heiligste Tiefe seiner herrlichen ächtchristlichen Kunst erst da auf, als in Italien das Christenthum in seiner höchsten Glorie strahlte, und die hohen Meister in der Weihe göttlicher Begeisterung das heiligste Geheimniß der Religion in herrlichen nie gehörten Tönen verkündeten. — Merkwürdig ist es, daß bald nachher, als Guido von Arezzo tiefer in die Geheimnisse der Tonkunst eingebrungen, diese den Unverständigen ein Gegenstand mathematischer Spekulationen und so ihr eigenthümliches inneres Wesen, als es kaum begonnen sich zu entfalten, verkannt wurde. Die wunderbaren Laute der Geistesprache waren erwacht, und hielten hin über die Erde; schon war es gelungen, sie festzubannen, die Hieroglyphe des Tons in seiner melodischen und harmonischen Verkettung war gefunden. Ich meine die Musikschrift der Noten. Aber nun galt die Bezeichnung für das Bezeichnete selbst; die Meister vertieften sich in harmonische Künsteleien, und auf diese Weise hätte die Musik, zur spekulativen Wissenschaft entstellt, aufhören müssen Musik zu seyn. Der Kultus wurde, als endlich jene Künsteleien aufs Höchste gestiegen waren, durch das, was sie ihm als Musik aufbrang, entweiht, und doch war dem, von der heiligen Kunst durchdrungenen Gemüth nur die Musik wahrer Kultus. So konnte es also nur ein kurzer Kampf seyn, der mit dem glorreichen Siege der ewigen Wahrheit über das Unwahre endete. Ausgesöhnt mit der Kunst wurde der Papst Marcellus der zweite, der im Begriff stand, alle Musik aus den Kirchen zu verbannen, so aber dem Kultus den herrlichsten Glanz zu rauben, als der hohe Meister Palestrina, ihm die heiligen Wunder der Tonkunst in ihrem eigentümlichsten Wesen erschloß. Auf immer wurde nun die Musik der eigentümlichste Kultus der katholischen Kirche, und so war damals die tiefste Erkenntniß jenes innern Wesens der Tonkunst in dem frommen Ge-

müth der Meister aufgegangen und in wahrhaftiger heiliger Begeisterung strömten aus ihrem Innern ihre uns sterblichen unnachahmlichen Gesänge. Du weißt, Theodor, daß die sechsstimmige Messe, die Palestrina damals (es war ja wohl im Jahr 1555?) komponirte um dem erzürnten Pabst wahre Musik hören zu lassen, unter dem Namen Missa Papae Marcelli sehr bekannt geworden ist. Mit Palestrina hob unstreitig die herrlichste Periode der Kirchenmusik, mithin der Musik überhaupt an, die sich beinahe zweihundert Jahre bei immer zunehmendem Reichthum in ihrer frommen Würde und Kraft erhielt, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß schon in dem ersten Jahrhundert nach Palestrina jene hochunnachahmliche Einfachheit und Würde, sich in eine gewisse Eleganz verlor, um die sich die Componisten bemühten. Welch ein Meister ist Palestrina! — Dem allen Schmuck, ohne melodischen Schwung folgen in seinen Werken meistens vollkommen konsonirende Akkorde auf einander, von deren Stärke und Kühnheit das Gemüth mit unnenbarer Gewalt ergriffen und zum Höchsten erhoben wird. — Die Liebe, der Einklang alles Heiligen in der Natur, wie er dem Christen verheißt, spricht sich aus im Akkorde, der daher auch erst im Christenthum zum Leben erwachte, und so wird der Akkorde, die Harmonie, Bild und Ausdruck der Geistesgemeinschaft, der Vereinigung mit dem Ewigen, dem Idealen, das über uns thront, und doch uns einschließt. Im reinsten, heiligsten, kirchlichsten muß daher die Musik seyn, welche nur als Ausdruck jener Liebe aus dem Innern aufsteht, alles Weltliche nicht beachtend und verschmähend. So sind aber Palestrina's einfache, wahrvolle Werke, die in der höchsten Kraft der Frommigkeit und Liebe empfangen, das Göttliche verkünden mit Macht und Herrlichkeit. Auf seine Musik paßt eigentlich das, womit die Italiäner das Werk manches, sogar ihn seichten, ärmlichen Componisten bezeichneten; es ist wahrhafte Musik aus der andern Welt — *Musica del' altro mondo*.

Die Folge konsonirender, vollkommener Dreiklänge ist uns jetzt in unserer Verweichlichung so fremd geworden, daß mancher, dessen Gemüth dem Heiligen ganz verschlossen, darin nur die Unbehülflichkeit der technischen Struktur erblickt. Indessen auch selbst von jeder höhern Ansicht abgesehen, nur das beachtend, was man im Kreise des Gemeinen Wirkung zu nennen pflegt, liegt es am Tage, daß, wie Du schon erst bemerktest, Theodor, in der Kirche, in dem großen weithallenden Gebäude, gerade alles Verschmelzen durch Uebergänge, durch kleine Zwischennoten, die Kraft des Gesanges bricht. In Palestrina's Musik trifft jeder Akkorde den Zuhörer mit der ganzen Gewalt, und die künstlichsten Modulationen werden nie so, wie eben jene kühnen, gewaltigen, blendende Strahlen hereinbrechenden, Akkorde, auf das Gemüth zu wirken vermögen. Palestrina ist einfach, wahrhaft, kindlich fromm, stark und mächtig, ächt kirchlich in seinen Werken, wie in der Malerei Pietro von Cortona und unser Albrecht Dürer. Sein Compositum war Religionsübung. Doch will ich auch nicht der hohen Meister, Caldara, Barnabei, Scarlatti, Marcellini, Lotti, Porpora, Bernabè, Leo, Balotti u. a. vergeßen, die alle sich einfach, würdig und kräftig erhielten. — Lebhaft geht in diesem Augenblick die Erinnerung an die siebenstimmige alla Capella gefegte Messe des Alessandro Scarlatti in mir auf, die Du einmal, Theodor, unter Deiner Leitung von Deinen guten Schülern und Schülerinnen singen ließest. Dies Hochamt ist ein Muster des wahren mächtigen Kirchenstils, unerachtet es schon den melodischen Schwung, den die Musik zu der Zeit (1705) gewonnen, in sich hat.

„Und,“ sprach Theodor, „des mächtigen Gebäudes

des unnachahmlichen Hasso, des tiefsinnigen Sebastian Bach gedenkst Du gar nicht?"

„G“, erwiderte Cyprian, „diese rechne ich eben noch ganz zu der heiligen Schaar, deren Inneres die Kraft des Glaubens und der Liebe stärkte. Oben diese Kraft schuf die Begeisterung in der sie in Gemeinschaft traten mit dem Höheren, und entflammt wurden zu den Werken, die nicht weltlicher Absicht dienen, sondern nur Lob und Preis der Religion, des höchsten Wesens, seyn sollten. Daher tragen jene Werke das Gepräge der Wahrhaftigkeit, und kein ängstliches Streben nach sogenannter Wirkung, keine gesuchte Spielerei und Nachahmung entweicht das rein vom Himmel Empfangene, daher kommt nichts vor von den sogenannten frappirenden Modulationen, von den bunten Figuren, von den weichen Melodien, von dem kraftlosen verwirrenden Geräusch der Instrumente, das den Zuhörer betäuben soll, damit er die innere Lehre nicht bemerke, und daher wird nur von den Werken dieser Meister und der wenigen, die noch in neuerer Zeit treue Diener der von der Erde verschwundenen Kirche blieben, das fromme Gemüth wahrhaft erhaben und erbaut. Ich will auch hier des herrlichen Meisters Bach gedenken, der der alten frommen Zeit angehört, und dessen tiefsinnige Werke nach seinem Tode von der leichtsinnigen Menge so wenig beachtet wurden, daß die Herausgabe seiner sechsstimmigen Messe aus Mangel an Unterstützung nicht einmal zu Stande kam.“

„Sehr Unrecht thust Du mir, Theodor! wenn Du glaubst, daß mein Sinn verschlossen ist für die neuere Musik. Haydn, Mozart, Beethoven entfaltet in der That eine neue Kunst, deren Keim sich wohl eben erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte. Daß der Leichtsin, der Unverstand mit dem erworbenen Reichthum über haushaltete, daß endlich Falschmünzer ihrem Kaufsgolde das Ansehen der Gediegenheit geben wollten, war nicht die Schuld jener Meister, in denen sich der Geist herrlich offenbarte. Wahr ist es, daß beinahe in eben dem Grade, als die Instrumentalmusik flieg, der Gesang vernachlässigt wurde, und daß mit dieser Vernachlässigung, jenes völlige Ausgehen der guten Höre, das von mancher kirchlichen Einrichtung (Aufhebung der Klöster u. s. w.) herrührte, gleichen Schritt hielt; daß es unmöglich ist, jetzt zu Palestrina's Einfachheit und Größe zurückzukehren bleibt ausgemacht, in wie fern aber der neu erworbene Reichthum ohne Diferentiation in die Kirche getragen werden darf, das fragt sich noch. — Nun! — immer weiter fort und fort treibt der waltende Weltgeist; nie kehren die verschwundenen Gestalten, so wie sie sich in der Lust des Lebens bewegen, wieder; aber ewig, unvergänglich ist das Wahrhaftige, und eine wunderbare Geistergemeinschaft schmiegt ihr geheimnißvolles Band um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Noch leben geistig die alten hohen Meister; nicht verklungen sind ihre Gesänge; nur nicht vernommen wurden sie im brausenden tosenden Geräusch des ausgelassenen wilden Treibens, das über uns einbrach. Mag die Zeit der Erfüllung unseres Hoffens nicht mehr fern seyn, mag ein frommes Leben in Friede und Freudigkeit beginnen, und die Musik frei und kräftig ihre Seraphschwingen regen, um aufs Neue den Flug zu dem Jenseits zu beginnen, das ihre Heimath ist, und von welchem Trost und Heil in die unruhvolle Brust des Menschen hinabstrahlt!“

Cyprian sprach die letzten Worte mit einer Salsung, die deutlich erkennen ließ, daß alles wahrhaft aus seinem Innern strömte. Von seiner Rede tief ergriffen schwiegen die Freunde einige Augenblicke, dann begann Sylvester: „In der That, ohne Musiker zu seyn, wie Ihr, Theodor und Cyprian, es seyd, habe ich doch Alles,

was Ihr über Beethovens Messe und über Kirchenmusik überhaupt gesagt, sehr gut verstanden. So wie Du, Cyprian, aber klagst, daß es beinahe gar keinen eigentlichen Kirchen-Componisten mehr giebt, so möchte ich behaupten, daß jetzt schwer ein Dichter zu finden seyn möchte, der einen würdigen Kirchentext schreibt.“

„Sehr wahr,“ nahm Theodor das Wort, „und eben der deutsche Text, den man der Beethovenschen Messe untergelegt hat, beweiset dieses nur zu sehr. Die drei Haupttheile des Hochamts sind bekanntlich das Kyrie, das Credo und das Sanctus. Zwischen dem Ersten und Zweiten tritt das Graduale (meistens eine Kirchsymphonie), zwischen dem Zweiten und Dritten das Offertorium (gewöhnlich als Kirchen-Krie behandelt) ein.“

So ist, wahrscheinlich um der herrlichen Musik auch in protestantischen Kirchen, ja wohl sogar in Konzertsälen Eingang zu verschaffen auch in der deutschen Bearbeitung das Ganze in drei Hymnen getheilt. Was aber die Worte betrifft, so mußten sie, um den Sinn, die Bedeutung des Ganzen nicht zu verlegen, so einfach als möglich und zwar am besten und kräftigsten rein biblisch seyn. Händel ließ bekanntlich dem Bischof, der sich erbot, ihm den Text zum Messias zu dichten, sagen, ob die Eminenz denn sich getraue bessere Worte zu ersinnen, als er, Händel, sie in der Bibel finde. Richtiger wurde nie die wahre Tendenz der Kirchenterte ausgesprochen. Was ist in der Beethovenschen Messe aus dem einfachen Kyrie eleison, Christe eleison geworden? — da heißt es:

Tief im Staub' anbeten wir
Dich den ew'gen Weltenherrscher,
Dich, den Allgewaltigen.
Wer kann Dich nennen, wer Dich fassen?
Unendlicher! — Ach unermeßten,
Unennbar ist Deine Macht!
Wir stammeln nur mit Kindesfalten,
Den Namen Gott!“

„Das ist,“ rief Sylvester, „modern, gesucht, präziös und weitschweifig zu gleicher Zeit. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß mir das innere Wesen der alten lateinischen Hymnen ganz unerreichtbar scheint, und daß mir selbst die Uebersetzungen, die vortreffliche Dichter versucht haben, keinesweges genügen; die treueste Uebersetzung klingt oft wenigstens wunderlich, wie z. B. Ave maris stella; Meerstern ich dich grüße!“

„Eben daher,“ sprach Theodor, „würde ich mich nie entschließen können, habe ich es im Sinn Kirchenmusik zu sehen, von jenen alten Hymnen abzulassen.“

„Aber nun,“ rief Vinzenz, indem er vom Stuhle aufsprang, „nun verbanne ich, ein zweiter ergrimmt Papst Marcellus, alles fernere G. sprach über Musik aus der Kapelle des heiligen Serapion! — Ihr habt beide sehr schön gesprochen, Du sowohl Theodor, als Du Cyprian; aber dabei laßt es bewenden; kehren wir zur alten Ordnung zurück, auf die eben ich als Neuling ganz erstaunlich halte!“

„Vinzenz,“ nahm Lothar das Wort, „hat Recht. Für musikalische Laien waren Cure Abhandlungen eben nicht ganz genießbar, und daher ist es gut, daß wir sie abbrechen. Sylvester soll uns nun die Erzählung vorlesen, die er uns mitgebracht.“

Die Freunde stimmten ein in Lothars Begehren, und Sylvester begann ohne weiteres in folgender Art: